2,50 €
davon 1,25 € für den/die Verkäufer/in

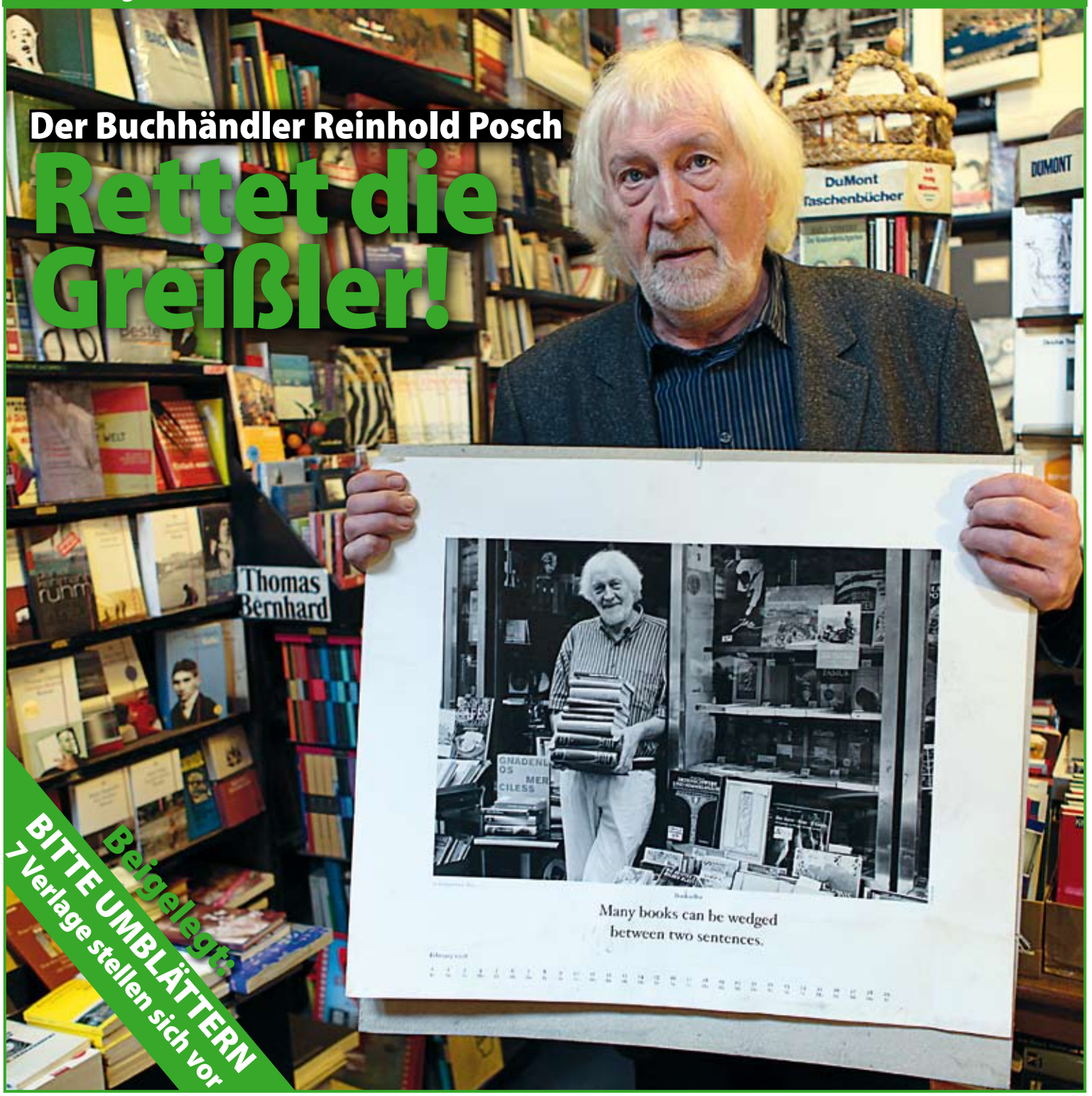
Bitte kaufen Sie nur bei AUGUSTIN-KolporteurInnen, die sichtbar ihren Ausweis tragen!

DIE ERSTE ÖSTERREICHISCHE BOULEVARDZEITUNG

AUGUSTIN

www.augustin.or.at

NUMMER 295 6. 4. – 19. 4. 2011



Der Buchhändler Reinhold Posch

Rettet die Greißler!

Beigelegt: BITTE UMBLÄTTERN
7 Verlage stellen sich vor

Lady Gaga & die Verlorene Generation

Im Internet kursiert eine Liste über das Internet. Diese enthält absolute Zahlen, für die unsere Vorstellungskraft zu mickrig ist, auch für jene unter uns, die über die zehn Finger unserer Hände hinaus denken können. Und sie enthält Prozentangaben, mit denen wir was anfangen können – und die gerade deshalb Staunen bis Schock auslösen. Man beachte:

1,97 Milliarden Menschen nutzen das Internet – 28,4 Prozent der Weltbevölkerung.

107 Billionen E-Mails wurden 2010 weltweit verschickt – 15.440 Mails für jeden Menschen auf der Erde. Das ergibt 293 Milliarden Mails pro Tag, oder 3,4 Millionen pro Sekunde. 89,1 Prozent aller Mails sind automatisiert verschickter Spam.

7,8 Millionen Follower hat Popstar Lady Gaga bei Twitter – damit ist sie die Nummer eins im Nachrichten-Netzwerk. 25 Milliarden Nachrichten wurden 2010 weltweit auf Twitter geschrieben – 68 Millionen am Tag, 793 pro Sekunde. 600 Millionen Mitglieder hatte Facebook Ende 2010 – das sind 8,6 Prozent der Weltbevölkerung. Knapp jeder dritte Internetnutzer weltweit ist somit bei Facebook angemeldet. 30 Milliarden Einträge, also Texte, Kommentare oder Fotos, landen jeden Monat auf Facebook.

80 Prozent aller Fotos, die im Internet kursieren, zeigen nackte Frauen. 2 Milliarden Videos werden täglich auf YouTube angeschaut – mehr als 23.000 pro Sekunde. Heißt: Jeder Internetnutzer sieht statistisch etwa ein YouTube-Video am Tag. 35 Stunden Videos werden jede Minute auf YouTube hochgeladen.

Auch wenn Lissabon unruhig wird: Facebook mischt mit

Ist Facebook Teil der Kontrollmaschinerie oder Demokratiegenerator? Die Bewertung von Facebook entzweit Menschen, die in sonstigen Angelegenheiten Übereinstimmen. Die KritikerInnen werden die Rolle des Facebook-Manifests der **«Verlorenen Generation» (Seite 28)** bei der Mobilisierung gegen die Sozialkürzungen in Portugal für übertrieben dargestellt empfinden.

Fest steht, dass Facebookinitiativen zur deutlichen Verjüngung und Urbanisierung vieler sozialer Bewegungen in aller Welt beigetragen haben – von den nordafrikanischen Antidespotie-Aufständen bis zu den europäischen Revolten gegen die Instrumentalisierung der Parlamente für die Festigung der Bankenmacht. Den Gewerkschaften, Linksparteien und Grünen, also der herkömmlichen Vertretung der Krisengeschädigten, hatte die junge Generation den Rücken zugewandt.

Die alte Arbeiterklasse schuf Millionen von Wohnzimmerdiavorträgen über Caorle-Urlaube und Firmungen in Mariazell. Die Internet-Generation produziert Tausende Videofilme über ihre Aktionen gegen die Herrschenden. Resignationsanfällige WienerInnen, denen die soziale Unruhelosigkeit hierzulande umso mehr weh tut, je deutlicher das Ausmaß der Korruptheit der politischen Elite wird, sind mit YouTube therapeutisch bestens versorgt: Man gebe den Suchbegriff «UK Uncut» ein – und kann unter Dutzenden Dokus einer erfrischend radikalen antikapitalistischen Bewegung in England auswählen: Dokus einer Jugend ohne Jobs, aber auch ohne Angst vor der Staatsgewalt.

Und jetzt eine kritische Bemerkung zum Internet: Es bedroht die kleinen, feinen Buchhandlungen dieser Stadt! Einen Buchhändler, der amazonresistent blieb, porträtieren wir auf **Seite 12**: Augustin-«Coverboy» **Reinhold Posch, den Surrealismusversorger** aus der Lerchenfelder Straße.

R. S.

Vereinsmeierey

Herausgeber und Medieninhaber:
Verein Sand & Zeit.
Herausgabe und Vertrieb der Straßenzeitung Augustin.
Vereinssitz: 1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31

Internet:
www.augustin.or.at
updating: Angela Traußnig, Claudia Poppe

Vertrieb und soziale Arbeit:
Mehmet Emir, Andreas Hennefeld, Sonja Hopfgartner, Riki Parzer
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 54 55 133
Fax: (01) 54 55 133-33
vertrieb@augustin.or.at

Redaktion:
Karl Berger, Gerda Kolb, Mario Lang (DW: 13), Evi Rohrmoser, Reinhold Schachner (*reisch*, DW: 12), Robert Sommer (*R. S.*, DW: 11), Angela Traußnig (DW: 10)
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90
Fax: (01) 587 87 90-30
redaktion@augustin.or.at

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe:
COVER: Magdalena Blaszczuk. FOTOS: Theresa Bender-Säbelkampf, Magdalena Blaszczuk, Mehmet Emir, Paolo Vaz Henriques. ILLUSTRATIONEN: Anton Blitzstein, Thomas Kriebaum, Carla Müller, Richard Schuberth, Magdalena Steiner. TEXTE: Theresa Bender-Säbelkampf, Andreas Bogeschdorfer, Hubert Christian Ehalt, Iris Gerber, Gottfried, Hannah Hofer (*HH*), Gilda Nancy Horvath (*gh*), Kerstin Kellermann (*kek*), Rainer Krispel, Jakob Lediger, Michael Lippitsch, Clemens Marschall, Uwe Mauch, Wenzel Müller, Christa Neubauer, Helmut Neundlinger (*HN*), Erwin Riess, Martin Schenk, Magdalena Schrefel, Richard Schuberth, Raoul Starka, Clemens Staudinger, Jan Svoboda, Ruud van Weerdenburg. LEKTORAT: Richard Schuberth.

StrawanzerIn:
Claudia Poppe
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
strawanzerin@augustin.or.at

Radio Augustin
Aurelia Wusch
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90-14
radio@augustin.or.at

TV Augustin
Christina Steinle
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90-15
tv@augustin.or.at

Inserate (KEINE Kleinanzeigen! Für Gratis-Wortanzeigen siehe Hinweis auf Seite 20):
Gerda Kolb
Tel.: 0 699 19 42 15 92
inserate@augustin.or.at

Druck:
Herold Druck- und Verlagsgesellschaft
1032 Wien, Faradaygasse 6

Verlagsort: Wien

Information:
AUGUSTIN erscheint jeden 2. Mittwoch
Auflage dieser Nummer: 32.000

Mitglied des International Network of Street Papers

AUGUSTIN erhält keinerlei Subventionen

PSK, Blz 60.000, Nr. 92 051 517
Bawag, Blz 14.000, Nr. 05 010 666 211

Strasser: «Der Hund hat meine Hausübung gefressen»

Merkwürdig, merkwürdig: Der unschuldige Ernst Strasser wird von Unbekannten angequatscht, viel Kohle wird geboten, und schnell ist man handelseins. Der unschuldige Ernst Strasser übernasert sofort, dass seine Gesprächspartner nicht koscher sind, erkennt in der Sekunde, dass die Leute Agenten eines Geheimdienstes sind und beschließt, die Bande auffliegen zu lassen. Soweit bekannt. Die vermeintlichen Agenten waren Journalisten, Strasser hat den Test – Geld gegen Gesetzesbeschlüsse im EU-Parlament – nicht bestanden, ist grandios durchgefallen und steht jetzt mit ungewaschenem Hals da und beginnt sich zu rechtfertigen. Er sagt zwar nicht: «Der Hund hat meine Hausübung gefressen», bleibt aber in dieser Preisklasse. Spricht davon, er habe noch keine Zeit gehabt, die zuständigen Behörden zu unterrichten. Strasser erklärte wiederholt, er wollte zur «Staatspolizei» gehen. «Ich habe erst vor zwei Wochen den ersten Beweis – ein schriftliches Angebot der Briten – erhalten und wollte das der Staatspolizei übergeben.» («ÖSTERREICH», 28. 3. 2011)

Die Medien unseres Landes übernehmen unkorrigiert das Rechtfertigungsgefasel Strassers. Wie glaubwürdig die Behauptung des unschuldigen Strasser, er wollte zur «Staatspolizei» gehen, ist, illustriert folgender Umstand: Seit 2002 (damals war ein gewisser Ernst Strasser Innenminister) gibt es in Österreich keine Staatspolizei mehr! Die Agenden der ehemaligen «Staatspolizei» wurden vom in Wien neu eingerichteten Bundesamt für Verfassungsschutz und Terrorismusbekämpfung übernommen, in den Bundesländern werken die Landesämter für Verfassungsschutz und Terrorismusbekämpfung. Nun kann man darüber streiten, wer wissen muss, wie einzelne Dienststellen der Republik genannt werden – einer sollte es wissen, wenn er ernst genommen werden will: der Innenminister.

Clemens Rodauner, E-Mail

Vorschlag aus dem Inneren eines Wettbüros

Sehr geehrte Damen und Herren. Ich arbeite schon seit längerem in einem Wettbüro in Wien und wundere mich immer wieder, wie schwarzafrikanische Augustin- Verkäufer bei mir um 50, 100 oder mehr Euros Wetten platzieren können. Meines Erachtens sollten nur Leute diese Zeitung verkaufen, die es auch nötig haben, aber vielleicht irre ich mich ja auch. Vielleicht sollten sie bei den Gesprächen die Personen, die sie zum Verkauf einstellen, etwas genauer überprüfen!

Michael Wiener, E-Mail

Von der Post lässt sich nichts Gutes mehr sagen

Die Post erhöht ab 1. Mai 2011 das Porto für die Zustellung – das alleine wäre ja noch kein Grund zur Aufregung. Preiserhöhungen sind aufgrund er steigenden (Sprit- usw.) Preise auf der Tagesordnung und auch völlig verständlich.

Sehr ärgerlich ist allerdings Folgendes:

Mein Unternehmen benötigt z. B. ca. 1000 Stück €-0,55-Marken PRO MONAT und ca. 800 Stück €-0,75-Marken PRO MONAT. Das ist ja aus meiner Sicht nicht gerade wenig. Jedoch sind seit ungefähr 3 Monaten diese Markeneinheiten nur sehr schwer erhältlich. Ich musste in den vergangenen Monaten 3 bis 4 Filialen in Wien ablaufen, um überhaupt annähernd die gewünschte Menge an Marken zu erhalten.

Gestern jedoch hat mir «meine» Postfiliale gesagt, dass €-0,55-Marken überhaupt ausverkauft sind und (außer für den Privatkunden) in größeren Mengen nicht mehr erhältlich sind. Ich habe daraufhin die Mitarbeiterin der Postfiliale gebeten, meine 150 mitgebrachten, unfrankierten Briefe so aufzunehmen, zu stempeln und zu verrechnen. Denn wenn es keine Marken mehr gibt, muss ich die Briefe eben täglich zur Filiale bringen und dort direkt abgeben und zahlen.

Und jetzt kommts …

Daraufhin wurde mir jedoch die Auskunft gegeben, dass man ab 20 Briefen für jeden Brief € 0,10 Stempelgebühr verrechnen müsse und somit der €-0,55-Brief € 0,65 kosten würde. Bei ca. 1800 Briefen pro Monat sind das doch erhebliche Mehrkosten. Ich könnte mir lt. Auskunft der Mitarbeiterin die Briefe auch auf dem Postamt selbst stempeln (da ich allerdings bis zur Preiserhöhung im Mai schon die Zeit einplanen muss, die ich aufgrund des Ausverkaufs der Marken direkt zum Postamt gehen muss, habe ich keine weitere Freizeit, um die Briefe einzeln zu stempeln,

abgesehen davon ist das ja die Arbeit der Post-Mitarbeiterin, für die sie auch ihr Gehalt bezieht.

Ich habe daraufhin gemeint, dass ich – wenn diese Gebühr erst ab 20 Briefen anfällt – ihr den Auftrag für z. B. 8 x 19 Stück erteile und die Briefe so quasi in einzelnen Paketen am Schalter aufgeben werde. Daraufhin bekam ich die Antwort, dass in diesem Fall die Gebühr von € 0,10 pro Brief auch nachverrechnet werden kann (*«Wir haben ja ihre Firmenadresse aufgrund des Absenders am Kuvert – dann würden wir ihnen einfach eine Rechnung über diese Mehrkosten aufgrund der Mehrarbeit zusenden»*) –, wenn sie merken, dass ein Unternehmen das macht und z. B. mehrmals täglich ca. 19 Briefe am Postamt zum Abstempeln vorbeibringt.

Ich finde, dieses Verhalten – vor allem da man keine andere Wahl hat, weil die Marken nach eigener Auskunft quasi ausverkauft sind – ist ein Wahnsinn, und ich bin der Meinung, dass das publik gemacht werden muss!!! Als Privatunternehmen könnte man sich so eine Vorgehensweise nicht leisten – dann wäre man schon längst vom Markt verschwunden, oder hätte eine Anzeige vom Konsumentenschutz vorliegen!

Da ich durch mein Unternehmen bedauerlicherweise auf die Post angewiesen bin, bin ich von der eben geschilderten Vorgehensweise völlig schockiert.

Maria Artner

GUSTL

GEHT'S MICH WAS AN?

Mehr Rassismus gegen Frauen mit Kopftuch

«Warum ist eine Diskriminierung wegen des Kopftuchs rassistisch? Der Islam ist doch keine Rasse», fragte eine Anruferin am Tag nach dem Erscheinen des Rassismus Report 2010 im ZARA-Büro nach. Ist sie doch, sagen wir, denn Diskriminierungen aufgrund der Hautfarbe, Sprache, Religion und/ oder Herkunft sind rassistisch. Auslöser der Frage war die umfassende mediale Berichterstattung zum Rassismus Report und unserer Analyse der gemeldeten rassistischen Vorfälle des vergangenen Jahres: Frauen mit Kopftuch wurden nicht nur vermehrt öffentlich beschimpft, sondern auch von ArbeitgeberInnen abgelehnt. Begründung: Die KundInnen würden eine Beraterin oder Verkäuferin mit Kopftuch nicht akzeptieren.

Offenbar ist das Wissen über die österreichische Rechtslage, die seit 2004 Diskriminierung unter anderem aufgrund der ethnischen Zugehörigkeit sowie der Religion am Arbeitsplatz verbietet, noch unzureichend im öffentlichen Bewusstsein verankert. Das Unrechtsbewusstsein für derartige Diskriminierungen habe zwar tendenziell zugenommen, jedoch «aber vor allem auf der Seite der Opfer. Viele wissen mittlerweile Bescheid, dass Ihnen ein Arbeitsplatz nicht verweigert werden kann, weil die ethnische Zugehörigkeit nicht passt (…)», meint Wolfgang Zimmer, der langjährige Leiter der ZARA-Beratungsstelle für Opfer und ZeugInnen von Rassismus.

Der zweite Bereich, der in dem sich Rassismus geradezu zügellos ausbreitet, ist das Internet. Durch die scheinbare Anonymität des Internets sinkt offenbar die Hemmschwelle vieler NutzerInnen, wie der Blick auf zahlreiche unmoderierte Bloggs oder Kommentare in sozialen Netzwerken zeigt. Im Netz wird immer maßloser und ungezügelter verhetzt und auch eingeschüchtert. Postings wie «Ich sch… auf den Balkan ...» gehören im Internet mittlerweile zur Tagesordnung. Bis auf wenige Ausnahmen entzieht sich diese Form der halböffentlichen Meinungsäußerung bisher jeglicher Kontrolle, weshalb sich verhetzende und rassistische Inhalte im Internet in bisher ungewohntem Ausmaß multiplizieren.

Wie der Rassismus Report auch in seiner 11. Ausgabe zeigt, ist Rassismus in Österreich nach wie vor alltäglich. Die Beispiele von rassistischen Vorfällen und Übergriffen zeigen zwar Handlungen von Einzelpersonen, geben jedoch Hinweise auf verschiedenste Systemmängel auf der Ebene der Gesetzgebung, auf der Ebene von Behörden und Organisationen und der gesamtgesellschaftlichen Ebene. Rassistisches Denken und ebensolche Strukturen durchziehen die von unserer Gesellschaft etablierten Systeme, sprich: Sie sind fixe Bestandteile unseres Wertesystems. Deshalb sind, neben Regierung, staatlichen Stellen, Wirtschaft und Sozialpartnern, vor allem SIE gefordert, denn nur eine engagierte und aufmerksame Zivilgesellschaft kann Rassismus letztendlich am wirkungsvollsten bekämpfen.

Marion Draxler
www.zara.or.at

ZARA
ZIVILCOURAGE UND ANTI-RASSISMUS-ARBEIT

Die Hereros spürten die «Herrenpolitik» als Erste

So wurde der Kongo tranchiert

Sie teilten den Kongo, ein Gebiet achtzigmal größer als Belgien, einfach unter sich auf: König Leopold II. von Belgien und der deutsche Bismarck unterzeichneten 1884 in Berlin einen Vertrag, in dem Deutschland versicherte, die belgische Kolonialpolitik im Kongo zu tolerieren, Belgien hingegen garantierte dem deutschen Schnaps- und Waffenhandel keine Einschränkung aufzuerlegen. «Die Schnapsausfuhr von Hamburg nach Westafrika war von 1875 bis 1884 auf mehr als das Dreifache gestiegen», schreibt Pierrette Herzberger-Fofana in ihrem faktenreichen, spannenden Buch «Berlin 125 Jahre danach. Eine fast vergessene deutsch-afrikanische Geschichte». Auch sollte einer Revolution vorgebeugt werden. «Das wichtigste Argument für den Besitz von Kolonien war der Export der sozialen Frage, um ein Ventil für die sozialen Spannungen in Deutschland zu schaffen.» Das Buch erschien nun in der von Esperance-Francois Ng. Bulayumi herausgegebenen Reihe des Afroasiatischen Instituts Wien.

Österreich-Ungarn, Frankreich, Deutschland, Italien und Russland traten der «Internationalen Vereinigung zur Ausbeutung der afrikanischen Zivilisation» bei und Österreich-Ungarn nahm mit 13 anderen Nationen an der Berliner Konferenz teil, um ganz Afrika unter sich aufzuteilen – nach dem Prinzip «La force prime le droit/Gewalt geht vor Recht». Aufstände der Kongolesen wurden mit einer Armee von europäischen Söldern namens «La Force publique» grausam unterdrückt – zehn Millionen Kongolesen starben. Die «Herrenpolitik» des späteren Nationalsozialismus wurde bereits in den Kolonien eingesetzt und in den ersten «Konzentrationslagern» in Südwestafrika (Namibia) an den Hereros mörderisch getestet. Bismarck sandte den Ersten Reichskommissar Heinrich Göring, den Vater des späteren Nazi-Reichsmarschalls, nach Südwestafrika. «Der Völkermord an den Herero ist der erste historische Genozid deutscher Kolonialherren in Afrika. Er ist ein Vorbote für die späteren Ereignisse, die mit dem Holocaust 1939–1945 endeten», schreibt Herzberger-Fofana. Der Künstler William Kentridge setzte sich ebenfalls mit diesen Verbindungen zwischen dem Herero-Genozid und dem Holocaust auseinander (siehe Foto).

kek

Foto: SFMOMA

Die Brücke zwischen dem Herero-Genozid und dem Holocaust – Skulptur von William Kentridge

eingSCHENKt

Wir kaufen uns die Welt

100.000 Euro hätte Ernst Strasser gerne genommen, dafür, dass er als Abgeordneter Gesetze für seinen Auftraggeber beeinflusst. Britische Undercover-JournalistInnen haben diese Art von gekaufter Politik aufgedeckt. Strasser wird jetzt als Sündenbock durchs Dorf getrieben. Hinter Strasser versteckt sich aber ein grundlegenderes Problem, nämlich das von Machtungleichgewichten in der Demokratie. Auf Ebene der europäischen Kommission sind aktuell 11 von 25 Expertengruppen im Finanzbereich von der Finanzindustrie dominiert. In einigen sitzen mehr Vertreter der Finanzbranche als verantwortliche Beamte. Viele der 191 VertreterInnen von Unternehmen und Banken aus dem Finanzmarkt sitzen dort zugleich als «Experten», z. B. in der hochrangigen Expertengruppe für Bankenregulierung der Goldman-Sachs-Banker Robert Charnley, aber auch ING, Pricewaterhouse Coopers, der Royal Bank of Scotland, der HSBC und Barclays.

So kann das aber nicht weitergehen. Arbeitslose, Alleinerzieherinnen, prekär Beschäftigte, Opfer der Finanzkrise, Familien, die sich im Alltag abstrampeln, haben diesen Einfluss nicht. Sichtbar wird dieses Machtungleichgewicht gerade am sog. Stabilitätspakt, den die Finanzminister vorgelegt haben. Diese derzeit geplanten Rechtsakte zielen auf Abbau sozialstaatlicher Leistungen sowie Infrastruktur und werden die Löhne unter Druck bringen. Die Finanzminister missbrauchen das europäische Projekt für die Interessen weniger. Die Vorschläge des Pakts bekämpfen nicht die Krisenursachen: Deregulierung der Finanzmärkte, Leistungsbilanzungleichgewichte zwischen Staaten und die Schere zwischen Arm

Ab 15. April wollen die ungarischen Roma nicht mehr leise wie bisher sein

Der Gyöngyöspata-Schock

In der Abenddämmerung des 16. März 2011 besetzten 1500 Mitglieder der uniformierten rechtsradikalen «ungarischen Garde» eine Zeit lang das 2500-Einwohner-Dorf Gyöngyöspata. Die Gemeinde mit Roma-Mehrheit liegt am Südrand der Matra im Norden Ungarns.

Die Roma seien Schuld an der steigenden Kriminalität. Man müsse sich gegen den «Zigeunerterror» wehren. Das reden die Politiker der rechtsradikalen Partei Jobbik, die bei den Parlamentswahlen von 2010 mit 12 Prozent ins Parlament einzog, der Bevölkerung ein. Was in Gyöngyöspata passierte, hielten also sehr viele UngarInnen für nicht so tragisch. «Die Zahlen bestätigen diese Aussage über die spezifische Kriminalität absolut nicht», versichert uns Agnes Daroczy, Trägerin des europäischen Bürgerrechtspreises 2010 für Roma und Sinti. Im letzten Jahr seien in Gyöngyöspata 65 Straftaten begangen worden. Dies sei, laut ihren Aussagen, «nicht mehr und nicht weniger als in anderen Orten oder Dörfern.»

Um Straftaten sollte sich allerdings jemand anderes kümmern als die «ungarische Garde» – die Polizei nämlich. Während sich die Jobbik-nahe Garde wie ein staatliches Organ gebärdete, fiel die passive bis geduldige Polizei daneben gar nicht auf. «Die Polizei tut nicht wirklich viel. Die Beamten betreten den Teil des Ortes, wo die Roma leben, nicht, wenn dort die Garde marschiert», berichtet ein Bewohner.

Foto: PesterLloyd

Die Vertreter der «Anständigen» sind leicht an ihren Uniformen erkennbar

«Während in den Dörfern die neofaschistischen Banden marschieren, überreicht der Fidesz-Bürgermeister des I. Budapester Bezirks feierlich ungarische Pässe an Rumänienungarn, die dazu eigens in Szekler-Tracht feierlich in die Budaer Burg gezogen sind. Hier sind mehr Kameras als in Gyöngyöspata. Für das heutige Ungarn spielt sich Minderheitenpolitik vor allem jenseits der Landesgrenzen ab, im Inland wird Rassismus gelebt», berichtet die Zeitung «Pester Lloyd» über die Doppelmoral der ungarischen Minderheitenpolitik.

Für 15. April haben Roma zu Dauerdemos vor dem Parlament in Budapest «für Arbeit und Brot» aufgerufen.

gh

und Reich. Diese Faktoren werden völlig ignoriert. Arbeitslosigkeit, geringe Wirtschaftsleistung, Bankenrettungspakete und die Stützung des Finanzsektors haben große Budgetlöcher geschlagen. Die Schuldenquote der Eurozone sank vor der Krise von 72 % 1999 auf 66 % im Jahr 2007. 2011 nach der Krise aber wird sie um 20 % höher liegen, bei rund 86 %. Irland oder Spanien hatten vor der Krise Budgetüberschüsse und niedrige Schuldenquoten. Was sie nicht davor bewahrt hat, jetzt unter Druck der Finanzmärkte zu kommen. Das wird jetzt versucht zu verschleiern. Damit die Verursacher der Krise sich nicht an den Krisenkosten beteiligen müssen, damit es keine Regulierung der Finanzmärkte gibt, damit die klaffende Schere zwischen Arm und Reich nicht angegangen wird, damit alles so weitergeht wie vorher. Business as usual. Mit denselben Konzepten, die in die Krise geführt haben, soll es jetzt hinausgehen. Eine Therapie, welche die Krankheit selbst ist, die sie zu heilen vorgibt. Lösungen, die selbst das Problem sind.

Denn in Wirklichkeit braucht es mehr Europa und mehr Demokratie: Das europäische Parlament zeigt, dass es auch anders geht; in seinem Vorschlag zum Stabilitätspakt sind auch wirtschaftspolitische Daten zur Arbeitslosigkeit, Qualität der Jobs und zu sozialen Entwicklung enthalten, aber auch zur Steuerstruktur. Mehr Europa und mehr Demokratie heißt: nicht nur für die Stabilisierung des Finanz- und Bankensektors eintreten, sondern auch für die Stabilisierung des sozialen Ausgleichs.

Martin Schenk

Tipp:
www.lobbycontrol.de
www.corporateeurope.org

Dr. Ehalts Praxis für nützliche Theorie

Öffentlichkeit eindämmen, Kritik privatisieren

Aus dem Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung verlautet, dass die Förderung von Einzelpublikationen, Buchreihen, wissenschaftlicher Zeitschriften und Symposien mit 1. 1. 2012 eingestellt wird. Nach dem Debakel der Universitätsfinanzierung und der Einstellung der Förderung für die außeruniversitären Institute der vorläufige Tiefpunkt österreichischer Wissenschaftspolitik. Wissenschaft und Forschung eignen sich jedenfalls in Österreich sehr gut für Lippenbekenntnisse. Die Regierung sagte am Beginn der Legislaturperiode, sie werde Wissenschaft und Innovation als die zukunftswirksamsten Gestaltungsfaktoren uneingeschränkt fördern.

Diesmal geht es gegen die Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit: die Publikationen. Das Wort, das in Österreich keinen guten Klang hat und ein Fremdwort geblieben ist, bezeichnet die unterschiedlichen Kommunikationsprozesse zwischen der Schaffung von neuem Wissen und dessen Vermittlung und Diskussion in die Gesellschaft.

Öffentlichkeit war und ist im Land der niedergeschlagenen Revolutionen und der siegreichen Gegenreformation unbeliebt: Da könnt ja jeder kommen und gegenüber der Obrigkeit eine eigene Meinung haben. «Die Vurschrift», jenes Wort, das zum Ausdruck bringt, dass es unabdingbare diktatorische Obrigkeitsregeln gibt, nach denen sich die Menschen widerspruchslos zu verhalten haben, feiert unter neoliberalen Verhältnissen «fröhliche Urständ».

Ein zentraler Brennpunkt von Öffentlichkeit waren und sind Publikationen – Zeitungen, Zeitschriften, Bücher. Eine ausgebildete Juristin, wie die gegenwärtige Wissenschaftsministerin, sollte eigentlich wissen, dass nicht nur wissenschaftliche Exzellenz, sondern auch Rechtsstaatlichkeit und eine mündige BürgerInnenschaft untrennbar mit Öffentlichkeit verbunden sind.

Mühsam und mit Verzögerungen, die in Österreich im Vergleich mit Westeuropa ohnedies einen schwer auszugleichenden cultural lag verursacht haben, entstand auch hierorts eine differenzierte Szene von Verlagen, Zeitschriften, im Netz publizierenden Kulturprojekten, die nunmehr allesamt gefährdet sind.

Mit den gestrichenen Förderungsmitteln für Publikationen könnte man gerade 70 Meter des 32,5 km langen Koralm-Tunnels finanzieren. Wissenschaftspolitik scheut in Österreich Öffentlichkeit und versucht, sie konsequent zu unterbinden.

Hubert Christian Ehalt

Der Agrarlandesrat als Spezies – Aspekte der Raiffeisen-Dominanz (12)

Mechanik der gegenseitigen Förderung

EINE SERIE VON LUTZ HOLZINGER & CLEMENS STAUDINGER

Über Lobbyismus wird in diesen Tagen viel geredet. *Wie die Verbindungen Raiffeisen – Parlament funktionieren, wurde im Augustin bereits dargestellt. Mindestes genauso wichtig ist die Achse Landesregierungen/Landtage – Raiffeisen. Ein Streifzug durch die österreichischen Bundesländer zeigt: Giebelkreuz ist überall.*

Foto: Billede 3

An der Spitze VP-regierter Länder dominiert ein Politiker-Typus, der auf das Land herabschaut wie die Lagerhaustürme auf die Landgemeinden

Niederösterreichs Landeshauptmann Erwin Pröll wird nachgesagt, er sei noch heute schwer verschnupft, weil Raiffeisenboss Christian Konrad vor einem Jahr eine Kandidatur Prölls bei der Präsidentschaftswahl kritisch beleuchtet hatte. Es hatte wohl mit den realen Machtverhältnissen zu tun, dass Pröll schließlich nicht kandidierte. Dem Geschäft in Niederösterreich hat Konrads Machtwort jedenfalls nicht geschadet, und der Raiffeisenpressedienst freut sich über die Zusammenarbeit mit der niederösterreichischen Landesregierung, beispielsweise beim Energiesparen: *Der Raiffeisen EnergieSparTag feiert Jubiläum. Bereits zum fünften Mal findet die Aktion heuer am 4. Februar in enger Kooperation mit dem Land Niederösterreich in den Raiffeisenbanken statt. Erstmals tragen alle NÖ Raiffeisenbanken diesen speziellen Tag mit. Der NÖ-Landesrat für Umwelt, Landwirtschaft und Energie, Dr. Stephan Pernkopf, und Mag. Erwin Hameseder, Generaldirektor der Raiffeisenlandesbank NÖ-Wien, präsentierten die Aktivitäten des heurigen EnergieSparTags in der Raiffeisenbank Krems.* Ein exemplarisches Beispiel, für Raiffeisen sind die Sparten Finanzierung, Versicherung und Ware (Lagerhaus) abgedeckt.

Auch in Oberösterreich bewährt sich die Achse Landesregierung – Giebelkreuz. Es ist nicht so, dass ein Landesrat oder eine Landesrätin hinausposaunt, sein/ihr wichtigstes Ziel sei es, Raiffeisen zu dienen und zu stärken – die Chose läuft subtil, dafür aber im täglichen Geschäft. Beispiel: Gesundheitsminister Alois Stöger trat mit dem Plan an die Öffentlichkeit, Gesundheits- und Ernährungssicherheitsbeiträge einzuheben, um Gelder für die AGES (Österreichische Agentur für Gesundheits- und Ernärungssicherheit GmbH) zu lukrieren. Das beträfe selbstverständlich auch die Lagerhauskette von Raiffeisen. Da tritt der zuständige oberösterreichische Agrarlandesrat Max Hiegelsberger auf den Plan und sagt laut «Nein!». Auf www.lagerhaus.at liest sich das dann so: *Auch Oberösterreichs Agrarlandesrat Max Hiegelsberger wehrt sich gegen die Pläne von Gesundheitsminister Alois Stöger, sogenannte Gesundheits- und Ernährungssicherungsbeiträge einzuheben, um die AGES zu finanzieren. Diese Beiträge sollen, wie berichtet, von der Landwirtschaft, aber auch von verarbeitenden Betrieben, Handel und der Gastronomie kassiert werden. Kritik daran haben unter anderem bereits LK-Präsident Gerhard Wlodkowski, Bundesminister Nikolaus Berlakovich und Bauernbundpräsident Fritz Grillitsch geübt.*

‹Für die Landwirtschaft würde das eine immense zusätzliche Belastung bedeuten. Nicht nur, dass mit dem aktuellen Budget der Zuschuss zur Unfallversicherung gestrichen wird, eine Beitragserhöhung der Pensionsversicherung ansteht und die Einsparungen bei der Familienbeihilfe kinderreiche Bauernfamilien besonders stark treffen, soll die Landwirtschaft jetzt auch die Rechnung des Gesundheitsministeriums zahlen›, kritisiert der Landesrat.

Mit keinem Wort muss der Agrar-Landesrat die betroffene Lagerhaus-Kette erwähnen – die Giebelkreuz-Teilorganisation profitiert trotzdem von den Bemühungen des Mitgliedes der Landesregierung.

Anderes Bundesland, anderes Beispiel – gleiche Mechanik der gegenseitigen Förderung: Salzburg. In Obertrum wird ein neues Lagerhaus errichtet. Keine sensationelle Angelegenheit, aber ein Pflichttermin für den zuständigen Agrar-Landesrat Sepp Eisl, der bei der Eröffnung eine Standard-Rede hält, die von www.raiffeisen.at dem geneigten Publikum vermittelt wird: *Die eminente Bedeutung von regionaler Verankerung und Verantwortung hob Landesrat Sepp Eisl hervor: ‹Nur gemeinsam, und zwar mit solidem Wirtschaften, nicht mit Spekulation, kann die Krise bewältigt werden. Am besten dafür geeignet sind genossenschaftliche Einrichtungen wie z. B. die Lagerhausorganisation›.*

Ein Tiroler Beispiel: In Tirol agiert ÖVP-Landesrat und Landeshauptmann-Stellvertreter Anton Steixner. Steixner ist auch Obmann des Tiroler Bauernbundes. Als im vergangenen Herbst Auszahlungen der AMA (Agrar Marketing Austria) an landwirtschaftliche Betriebe verzögert wurden, war Steixner zur Stelle, um den Bauern zu helfen. Mit den Raiffeisenbanken wurde eine Überbrückungsfinanzierung auf die Beine gestellt, die a) den ÖVP-Agrarlandesrat als Retter der in Not geratenen Bauern aussehen lässt, b) den Raiffeisensektor als einzige mögliche Bankverbindung für Bauern suggeriert und c) den beteiligten Raiffeisenkassen ein risikofreies Einkommen in Form von vom Land garantierten Zinszahlungen verschafft. In der «Bauernzeitung» wird dann Landesrat und Giebelkreuz wie folgt abgefeiert: *LHStv. Steixner und RLB-Vorstand Schmid haben Hilfe für Bauern ausverhandelt. Zirka 400 Tiroler Landwirtschaftsbetriebe haben im heurigen Jahr aufgrund noch offener Kontrollerfordernisse der Agrarmarkt Austria (AMA) keine oder nur teilweise Leistungsabgeltungen erhalten. ‹Dadurch kommt es zu schwerwiegenden Liquiditätsengpässen bei zahlreichen Bauern, die große Zahlungen oft auf die Monate November und Dezember abgestimmt haben›, so LHStv. Bauernbundobmann Anton Steixner. Er hat deshalb gemeinsam mit RLB-Vorstandsvorsitzendem Dr. Hannes Schmid diesbezüglich ein Modell einer Überbrückungshilfe für die geschädigten Bauern ausverhandelt, dem die Obmänner der einzelnen Raiffeisenbanken bereits ihre Zustimmung gaben. «Wie wollen die betroffenen Bauern, die treue Kunden unserer Raiffeisenbanken sind, nicht in Stich lassen›, betont Schmid.*

CS

Siebzehn Pharmazeutika – oder eine Portion menschlichen Respekts

Die Geschichte des Johann

Als «austherapiert» und «pflegebedürftig» galt der 55-jährige Johann H., unter schwerer Medikation in einem Pflegeheim untergebracht. Seit Jänner 2011 lebt der Mann wieder in seinem Haus.

Andrea Eschig, Jahrgang 1965, begegnete Johann – seine Geschichte wird mit seinem Einverständnis nacherzählt –, als sie im Rahmen der Ausbildung zur Diplomierten Lebensberaterin ein Praktikum in einem niederösterreichischen Pflegeheim absolvierte. Von der zuständigen Psychologin bekam sie den Auftrag, mit Johann Spaziergänge zu unternehmen. Aus diesen Spaziergängen entwickelte sich Schritt für Schritt ein Projekt, das sie gemeinsam mit ihrer Kollegin Martina Wagner in jeweils über 600 Stunden «geistiger und körperlicher Höchstleistung» durchführte und unter dem Titel «Lebensfreude – es ist nie zu spät» dokumentiert hat. Ein Motiv, diese Ausbildung zu machen, beschreibt Andrea im Gespräch so: «Um nicht mehr eine diese hilflosen Helfer zu sein.»

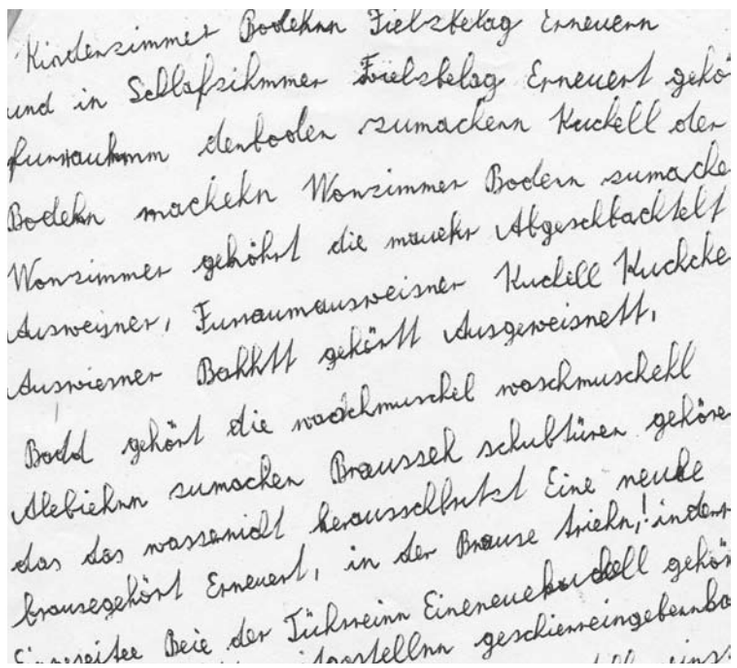
Die Diagnose des Johann H, lautete «paranoide Schizophrenie», die ärztliche Einschätzung: «Der ist ja super eingestellt» – mit 17 (!!!) verschiedenen Medikamenten. Andrea sieht ihn «als ein bisschen langsamer als andere», was in der dörflichen Lebenswelt zu einer Sonderstellung und Ausgrenzung geführt haben mag. Die Spaziergänge mit Johann, den Andrea Eschig als in «einem sehr schlechten geistigen und körperlichen Zustand» wahrnimmt, gestalteten sich anfangs extrem schwierig und fordernd. Ständige Satzwiederholungen, Toben und Schreien ihres Gegenübers gingen der Praktikantin an die persönliche Substanz. Als sie einmal gar nicht mehr weiter weiß, singt sie – worauf Johann aufhört zu schreien. Eine erste Verbindung zwischen den beiden entsteht. Eine Verbindung, die sich vertieft, als die beiden Frauen im Pflegeheim einen Workshop anbieten, den Johann H. mit anderen HeimbewohnerInnen besucht.

Als Johann im Rahmen dieses Workshops seine Lebensgeschichte aufschreibt, nennt er darin immer wieder den Wunsch, «zu Hause, in seinem Haus» zu leben. Das Interesse der beiden Lebensberaterinnen in spe war geweckt. Das Haus, von dem Johann schrieb, war jenes Haus, in dem der Mann bis zum Tod seiner Mutter mit dieser gelebt hatte. In Gesprächen mit der zuständigen jungen Psychologin, deren Unterstützung für die Wiederhinführung Johanns in ein selbstständiges Leben immens wichtig war, und seinem Sachwalter erwirken sie die Genehmigung, das Haus zu besichtigen.

Die Freude darüber weicht rasch dem Schock über den völlig desolaten Zustand des Hauses. Dennoch machen sich Andrea und Martina daran, das Haus herzurichten. Mit der Unterstützung von Johann und anderen HeimbewohnerInnen, denen sich damit eine Alternative zum Heimalltag bietet, finanziert und ermöglicht durch Eigenmittel von Johann H. sowie Geld-, Sach- und Arbeitsspenden.

Wieder leben lernen

Während das Haus wieder bewohnbar wird, geht es daran, Johann dafür fit zu machen, tatsächlich selbstständig darin zu leben. Ihn mit einem Mobiltelephon und dessen Bedienung vertraut zu machen, mit dem PKW hinter dem Bus herzufahren, der Johann vom Heim in sein Haus bringt, ein beinahe Zweistunden-«Ritt» durchs schöne Niederösterreich. Die Familie wieder zusammenzuführen – ein Bruder wohnt im Ort, ebenso die Schwester. Mit Anfang des Jahres 2011 lebt Johann H. wieder in seinem Haus, erledigt die Dinge seines Alltags selbst und arbeitet wieder im eigenen Garten – eine Tätigkeit, der er vor seiner Diagnose/Krankheit



So schrieb sich Johann H. in sein Haus zurück

beruflich nachgegangen ist. Eine Krankenschwester besucht ihn einmal wöchentlich, zweimal die Woche nimmt er Termine bei einem psychosozialen Dienst wahr. Von «paranoider Schizophrenie» derzeit keine Anzeichen, die Medikation ist entscheidend reduziert.

Mit dem Besuch eines sonntäglichen Gottesdienstes wurde Johann wieder in die dörfliche Gemeinschaft eingeführt. «Da ham a paar scho bled gschaut.» Andrea Eschig, die Johann immer noch «ein bisschen betreut», hütet sich davor, Johanns Geschichte Modellcharakter zu geben. Sie verschweigt nicht die Rückschläge, die Erschöpfung bei diesem Prozess der vielen kleinen Schritte, nicht die glücklichen Fügungen und Umstände, nicht die Unterstützung, die Johann und ihr Projekt erfahren haben. Und sie verschweigt nicht den Zorn. Ein Zorn, der sich nicht in Rundumschlägen gegen inkompetentes, liebloses Pflegepersonal oder abgestumpfte ÄrztInnen Luft macht, sondern der feststellen muss, dass in vielen Pflegeheimen einfach viel zu wenig Personal, noch dazu kaum fachlich ausgebildetes, ohnehin bis zum Burnout an die Grenzen seiner Belastungsfähigkeit geht. Wo es oft schlicht einfacher und schneller ist, BewohnerInnen zu rasieren oder zu waschen, statt sie dabei zu unterstützen, sich diese Selbstständigkeit zu bewahren. Sie in weiterer Folge «zu Tode zu pflegen», weil der Blick für die möglichen Potentiale dieser Abgeschriebenen beim Aufrechterhalten der allernotwendigsten Abläufe verloren geht, verloren gehen muss.

Immerhin wird den PflegerInnen in jenem Heim, in dem Johann untergebracht war, seit einiger Zeit Supervision angeboten. Offensichtlich keine Selbstverständlichkeit in diesem reichen Land Österreich, in dem Menschen mit speziellen Bedürfnissen und die Menschen, die sich um sie kümmern, einfach keinen nennenswerten Stellenwert genießen. Von solch trüben Gedanken oder Schlussfolgerungen sind Andrea Eschig und Martina Wagner, die ihre Ausbildung mittlerweile abgeschlossen haben, allerdings weit entfernt – nur zu gerne würden sie beweisen, dass die Geschichte des Johann H. kein Einzelfall bleiben muss.

Rainer Krispel

«Die wilde Wanda» Kuchwalek, 1947–2004

Knallhart (nach außen hin?)

Die 1968er-Revolte blieb in Wien sehr verhalten. *Nachhaltiges aus der Quelle von 68 – wie die sexuelle Revolution, die Selbstermächtigung der Frauen, die Unfügsamkeit gegenüber staatlichen Normen oder eine Wertschätzung von Außenseitertum – entfaltete sich hierorts demnach kaum. Immerhin tauchte Ende der 60er Jahre die erste weibliche Zuhälterin auf. An die zum Klischee gewordene «Wilde Wanda», die vor nichts und niemandem eine Angst hat, nicht vor den Männern, nicht vorm Staat, erinnert unser Spezialist für Outlaw Legends, Jakob Lediger.*

Legendenbildung in Wien: «Wick'l» in einem Wiener Nachtlokal. Die Handgreiflichkeiten zwischen dem Strizzi und der Wiener Zuhälterin eskalieren. Die «Wilde Wanda» zieht ihren Revolver und feuert die Trommel leer. Eine Kuckucksuhr löst sich aus ihrer Verankerung und knallt Wandas Gegner auf den Kopf. Anklage: versuchter Mord. Vor Gericht nennt sich die Angeklagte eine präzise Schützin und behauptet, nicht den Mann, sondern nur die Kuckucksuhr getroffen haben zu wollen. Ihr Verteidiger erreicht einen Lokalaugenschein. Wanda erhält dort ihre Waffe und schießt. Die Kuckucksuhr fällt ein weiteres Mal. Die Mordanklage ebenso.

Zuhälterei ist eine miese Angelegenheit. Wie auch immer die Sache gedreht und gewendet wird. Auch wenn das in unseren, immer mehr pornografierten, multimedialen Tagen oft «Begleitservice», «Kontaktportal» oder «Clubsauna» genannt wird. Die verhandelten Warenposten sind überwiegend Frauen, deren Gefügigkeitspotential ihr Ablaufdatum definiert.

Dabei hatte alles so unschuldig begonnen: die Herkunft des Wortes «Zuhälterei» gibt darüber Aufschluss: Bedeutete jenes «Zuhalten» doch ursprünglich «zu jemandem halten» und später ein außereheliches Verhältnis zwischen einem Mann und einer Frau, war schon bald jenes Klischee des Schutzes und der Unterdrückung erfüllt, da der Mann so lange zu der Frau hielt, wie sie die materielle Basis für ihre Beziehung (her)anschaffen ging. Und immer wieder einmal tauchten im Lauf der Geschichte auch weibliche Zuhälterinnen in diesem geduldeten, verhassten, mit schwammigen Paragrafen nur halbherzig ausgegrenzten und dennoch rund um die Uhr frequentierten Milieu auf.

A is for the Anger/B is for the Bile/C is for the Caustic nature of my smile/D, E and F are Dread, Envy and Fear/G and H – the Greed and Hatred I feel through the years (The Tiger Lillies)

Wanda Kuchwalek wurde 1947 als Tochter einer Schlangentänzerin und eines russischen Besatzungssoldaten geboren. Während eines ihrer Gefängnisaufenthalte schrieb sie an ihrer Biografie und hielt folgende Eindrücke aus ihrer Kindheit, die sie in einer Wagenburg verbrachte, fest:

In einem dieser Wohnwagen schlafe auch ich. Morgen ist mein sechster Geburtstag. Vor Aufregung und Vorfreude schlafe ich schlecht, außerdem fressen mich diese verdammten Wanzen auf. Sooft wir auch ausgasen, diese Biester sind einfach nicht umzubringen und kommen immer wieder. Mein Körper ist total zerbissen, ich sehe aus, als hätte ich die Masern.

Sexualität lernte sie eigenen Aussagen zufolge als Gewalterfahrung kennen, als sie im Jugendheim bei Wiener Neustadt mehrmals vergewaltigt wurde.

Zuhälterei ist ohne Frauenhandel nicht denkbar. Aber die Terminologie der Zuhälterei ist seit jeher geprägt von einer Begrifflichkeit, die der Trivialisierung der Erwartungen der verhandelten Frauen zweckdienlich ist, um jene der Kundschaft nicht zu behelligen. Der Kunde ist König. Nicht nur frei, sondern: Freier.

I is for my Ignorance/J – my jaundiced views/K is for the Knowledge that I refuse to use/L is for the Loathing/ And M for Maliciousness/And N is for the Nihilistic views that I do express (The Tiger Lillies)

Wanda Kuchwalek entschied sich für die Arbeit in der Prostitution. Die genauen Gründe für diese

WeltWeitWarten

Das bewährte Augustin-Duo Mario Lang (Bild) und Uwe Mauch (Text), *bekannt als unentwegte Entdecker von «LokalmatadorInnen», liefern uns in den nächsten Dutzenden Ausgaben sozusagen GlobalmatadorInnen. Sie befinden sich derzeit auf vielwöchiger Weltreise (nicht in Augustin-Diensten, versteht sich). Wo immer sie durchreisen, fotografieren sie Menschen, die auf öffentliche Verkehrsmittel warten. Die Summe der Fotos ergibt – warten wir's ab – ein Dokument der Diversität des Wartens in den verschiedenen Kulturen.*

Berlin, Alexanderplatz, abends: Jetzt muss alles gleich ganz schnell gehen. U-Bahn-Fahren in Berlin ist - wie so vieles - weniger entspannt als in Wien.

Entscheidung entziehen sich meiner Kenntnis. Spekulationen führen da zu nichts. Sie konnte sich jedenfalls in einem Milieu behaupten, welches vielen betroffenen Frauen zum Verhängnis wird. Sie schien auch bald zu merken, dass es nicht zu ihrem Vorteil sein konnte, stets nur Kundenwünsche zu befriedigen und das mühevoll erarbeitete Lebenseinkommen auch noch mit Zuhältern zu teilen. Deren Schutz brauchte sie nicht. Und Angst machten ihr die Gestalten auch nicht genug. Also zog sie Ende der Sechziger in der Umgebung des Wiener Praters ihren eigenen Ring auf und schuf sich den nötigen Raum mit der angemessenen Brutalität. Rivalisierenden Zuhältern gegenüber ebenso wie den Frauen, welche sie für sich anschaffen ließ.

Wanda Kuchwalek war Wiens erste Zuhälterin geworden und erhielt ihren Spitznamen «Wilde Wanda»; nicht nur wegen ihrer großen und kräftigen äußerlichen Erscheinung, sondern wegen des häufigen Gebrauchs einer ausziehbaren Stahlrute und dem wiederholten Einsatz diverser scharfer Gegenstände.

Bereits 1970 stand sie vor einem Wiener Gericht für diesen Ruf ein, weil sie einer für sie anschaffenden Frauen das Gesicht mit Rasierklingen zerschnitten hatte. Vierzehn Wunden wurden vom medizinischen Sachverständigen festgehalten. Vierzehn. Die [Das Opfer] hat ausg'schaut wie eine Indianerin am Marterpfahl, soll Kuchwaleks damaliger Anwalt, Herbert Eichenseder, einmal gesagt haben.

And O is fot Opportunities/That P – I pissed away/And Q is for the Questions from which I've run away/And R is for my Rage/And S is for the Sarcasm that I use from day to day (The Tiger Lillies)

In den 70er Jahren soll die «Wilde Wanda» gut vom Einkommen ihrer Prostituierten gelebt haben. Etwas irreführend, aber bezeichnend für den Hang zu Euphemismus des Rotlichtmilieus, werden diese Frauen in Zeitungsquellen immer wieder als bisexuelle Mädchen bezeichnet, welche zugleich auch die Gespielinnen ihrer Zuhälterin gewesen sein sollen. Wanda Kuchwalek war lesbisch orientiert. Die für sie arbeitenden Frauen konnten sich eine eigenständige sexuelle Orientierung schwerlich leisten. Sie mussten bisexuell leben, um Wanda Kuchwaleks sexuellen Bedürfnissen ebenso entsprechen zu können wie der Nachfrage der dieses System finanzierenden Kundschaft, denn diese war zum überwiegenden Teil männlich. Die Auseinandersetzung mit dieser sogenannten Legende gestaltet sich durch all diese Widersprüche problematisch.

StGb §216(2) Wer mit dem Vorsatz, sich aus der Prostitution einer anderen Person eine fortlaufende Einnahme zu verschaffen, diese Person ausbeutet, sie einschüchtert, ihr die Bedingungen der Ausübung der Prostitution vorschreibt oder mehrere solche Personen zugleich ausnützt, ist mit Freiheitsstrafe bis zu zwei Jahren zu bestrafen.

Die Bestimmungen des österreichischen Strafgesetzbuches zu den Bereichen Prostitution und Zuhälterei lesen sich deutlich genug, aber ein wesentlicher Aspekt dieses illegalen Handelszweiges bleibt völlig außen vor: die Kundschaft, das Nachfragepotential. Im Gegensatz zu Schweden, wo Freier von Strafe bedroht sind und nicht Prostituierte, müssen Freier in Österreich nur darauf achten, die Altersgrenze von 18 Jahren nicht zu unterschreiten.

Wanda Kuchwalek konzentrierte sich in ihren aktiven Jahren nicht auf eine mögliche Verbesserung der Rechtsbasis von Prostituierten. Das politische Umfeld der Ära Kreisky mit der Einführung eines eigenen Frauenministeriums schien aus heutiger Sicht Möglichkeiten zu eröffnen, aber die Frauenbewegung selbst hatte stets schon ein ambivalentes Verhältnis zur Prostitution. Ich denke da an Josephine Butlers jahrelangen Rechtskampf im England des 19. Jahrhunderts, welcher am Ende nur zu noch mehr Verelendung der Betroffenen führte; oder an Äußerungen Alice Schwarzers zu diesem Thema in ihrem Buch Der kleine Unterschied und seine großen Folgen (1975).

Da wie dort wurde Prostitution per se als unerwünscht deklariert und die Möglichkeit ignoriert, der Prostitution ihre begleitenden kriminellen und gewalttätigen Bedingungen durch die rechtliche Stärkung der Prostituierten selbst zu nehmen. Prostitution als sexuelle Dienstleistung (in Holland existieren schon Modelle, die sich bewähren sollen) anzuerkennen und dadurch den betroffenen Frauen den Schritt in die vollkommene Legalität

Foto: Polizeiarchiv

Interessant: Nie wurde die Wilde Wanda nach dem Zuhälter-Paragraphen abgeurteilt

mit allen Vor- und Nachteilen zu ermöglichen, ist hierzulande heute noch unerwünscht. Wanda Kuchwalek dürfte sich durch die feministische Bewegung nicht bloß provoziert, sondern auch bedroht gefühlt haben. Also soll sie als erste und einzige anerkannte Zuhälterin Wiens das erste und einzige Wiener Frauencafé verwüsten haben lassen. Danach war an eine Zusammenarbeit wirklich nicht mehr zu denken.

T an U are Treachery and Underhandedness/And V is for the Violent nature that I do express/And W, X, Y and Z – I'm very, very, very, very nasty (The Tiger Lillies)

Verurteilung reihte sich an Verurteilung. Um die zwanzig Mal stand Wanda Kuchwalek vor einem Gericht, um sich für eine Straftat zu verantworten. Körperverletzung, Nötigung. Doch die Zeit arbeitete nicht für sie. Das Geschäft der Prostitution wandelte sich. Und private Probleme häuften sich. 1983 nahm sich bereits die zweite Prostituierte aus ihrem Umfeld das Leben, indem sie sich aus Kuchwaleks Wohnung im dritten Stock stürzte. Dies schien sie nur schwer zu verkraften und zog sich immer mehr zurück. Vielleicht war sie ihr ganzes Leben lang doch weniger die knallharte Geschäftsfrau, welche sie nach außen hin vorstellte. Vielleicht hatte sie ihr rebellisches Potential zur Zuhälterin aufsteigen lassen, der es der damals vorherrschende, österreichisch=prüde Zeitgeist der siebziger Jahre – hat die «sexuelle Revolution» Österreich überhaupt je erreicht? – nahelegte, ein paar Jahre gut von der sexuellen Arbeit anderer Frauen leben zu können. Umso besser, als es eher markantes Auftreten und erwiesene Gewaltbereitschaft brauchte, um sich in diesem Milieu einen Platz zu erobern. In ihren späten Jahren schien sie dem Hören=Sagen nach ihren gewalttätigen Ruf in einem anderen Licht gesehen haben. Aber auch mit Humor. Wie sagte sie einmal zu Dirk Stermann im Spital: «Ned woar, Deitscha? Wir Hinnigen miassn zsammhalten.»

Sie starb am 4. 9. 2004 und erhielt ein Grab am Stammersdorfer Friedhof. Gestiftet von anonymer Hand.

Wiens Surrealismusversorger mit langem Atem: Reinhold Posch

Von politischen & botanischen Unkräutern

Man müsse die Toten befragen, bis sie hergeben, «was an Zukunft mit ihnen begraben wurde», *sagte Heiner Müller, ein seit 1995 toter Dramatiker. Alle diese Toten geben uns möglicherweise mehr Antidepressiva als irgendwelche Lebenden. In der Lerchenfelder Straße 91–93 führt der von der Biologie kommende Weltbürger Reinhold Posch eine der liebenswürdigsten Buchhandlungen der Welt; mehr als vier Kunden, und es wird eng zwischen den Werken dieser Toten, unseren Energietankstellen: Joyce, Brecht, de Beauvoir, Pessoa, Arendt, Jandl, Fanon, Marianne Fritz ...*

Buchhändler Posch verbreitet subversive Handlungsanleitungen

Wenn Netz-Mächte wie amazon.de und Großbuchvertreiber wie Thalia die Straßen unserer Städte vom Wildwuchs der kleinen Buchläden zu «säubern» beginnen, wird dagegen kein Kraut gewachsen sein? Die Lerchenfelder Straße mit ihrer auffälligen Buchlädendichte blieb wohltuend resistent gegenüber diesen beiden bibliokratischen Supermächten. Das laufende Stadtteilprojekt «Lebendige Lerchenfelder Straße», dessen Hauptziel die Steigerung der Aufenthalts- und Lebensqualität in dieser zwischen dem 7. und 8. Bezirk verlaufenden Straße ist, nährt die Hoffnung, dass diese Resistenz nicht schwindet.

Nur in der Wollzeile im ersten Bezirk haben die Bibliophilen dieser Stadt mehr Geschäfte zur Auswahl als in der Lerchenfelder Straße, die auch als kürzester Weg von der Nationalbibliothek zum Brunnenmarkt, den beiden wichtigsten Lebensmittelversorgern der Hauptstadt, definiert werden kann. Reinhold Posch blickt lerchenfelderstraßenbergwärts und gesteht, dass es ihn mehr hinauf zum Bauernhof zieht als hinunter zum Kaiserhof. Denn Bücher hat er selber so viele, dass er täglich welche verkaufen muss, während er die unvergifteten, frischen Küchenkräuter nur am Brunnenmarkt bekommt, wenn am Samstag die selbst vermarktenden Bauern sich zu ihren anatolischen Fulltime-Kollegen gesellen.

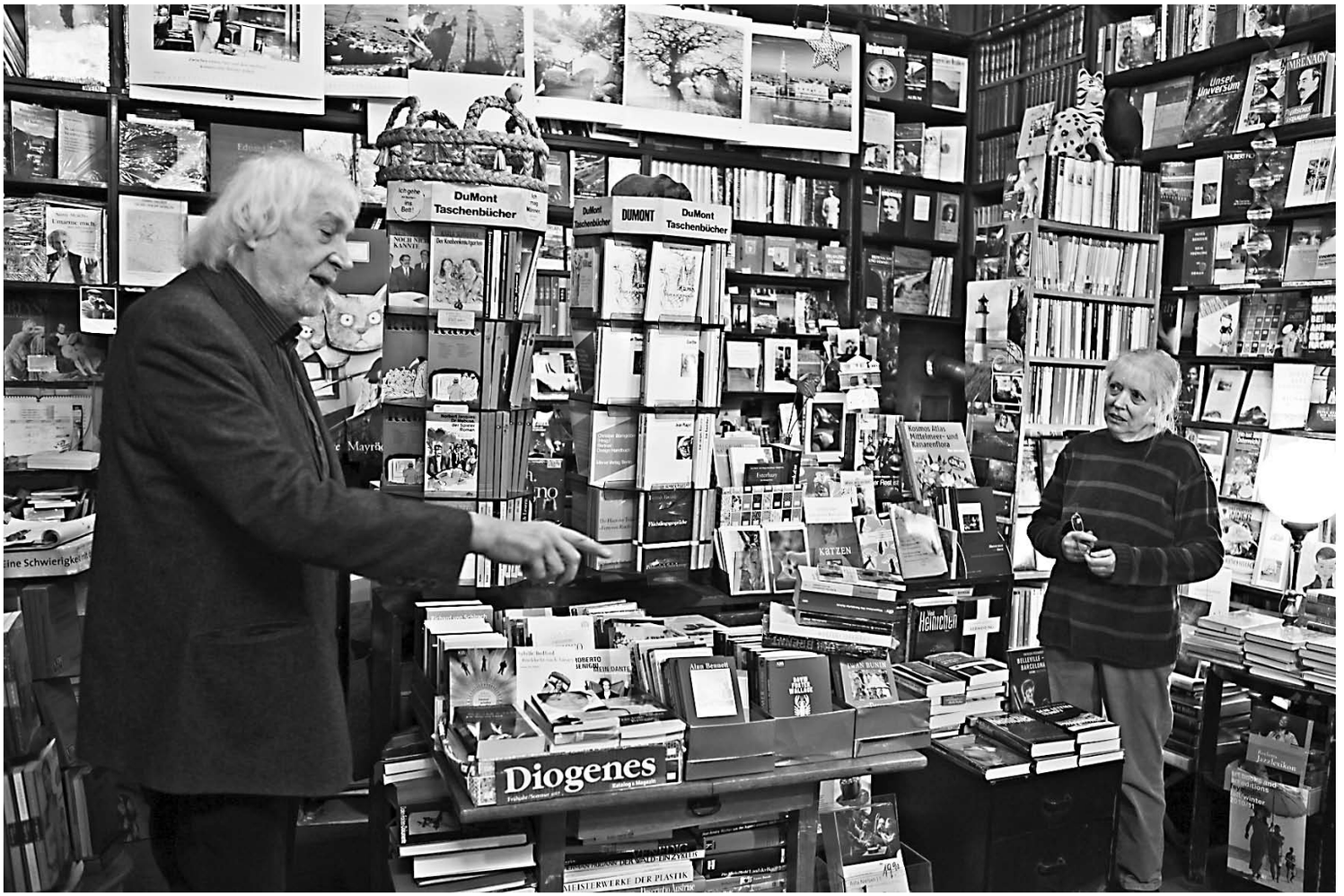
… im Jänner 1978 war es so weit. Dr. Posch verabschiedete sich von seinem sicheren Posten im Wissenschaftsministerium und sattelte auf Buchhändler um. In Zusammenarbeit mit Peter Blauensteiners graphischer Werkstatt entstanden die legendären Antonin-Artaud-Sackerln, die Buchhandlung spezialisierte sich auf surrealistische Literatur. Es gab alles von Antonin Artaud über Alfred Jarry bis zu Tristan Tzara, die niemals vollständig erschienene Franz-Jung-Ausgabe bei Nautilus und vieles andere, das nicht einmal in den Buchhandlungen «in der Stadt» auflag.

Tuchenthändler, Tuchentfabrikant? Eh wurscht!

Jede Rating-Agentur würde Herrn Posch dringend empfehlen, die Lagerbestände an surrealistischer Literatur dem Augustin zu schenken und sich auf gängige und zukünftige Konsumgüter wie Kochbücher, Pilgerroutenplaner und Nordafrika-Revo-Reportagen zu konzentrieren. Aus der Sicht solcher Berater muss der Buchhändler Posch seinem eigenen Todestrieb ausgehändigt sein, solange er die Chuzpe besitzt, in der Auslagengestaltung Signale zu setzen, dass hier dem Surrealismus die Treue gehalten werde. Zentral positionierte Covertitel mit Zeichen wie «Hugo Ball» oder «Situationisten» oder «Klaus Wagenbach» sind Codes für eine Szene, die tatsächlich nicht mehr so lebendig ist, wie sie in den 70er- und 80er-Jahren war: «Einerseits gibt's kaum mehr Verlage, die Anarchistisches, Dadaistisches, Surrealistisches ins Programm nehmen, anderseits sind die nach diesen historischen Avantgarden Süchtigen mit der Buchhandlung, mit mir alt geworden», meint Herr Posch.

Zusammen mit Resi Sebung, die Anfang der Achtzigerjahre dazustieß, gelang es, die Buchhandlung auf hohem Niveau zu konsolidieren und allerlei Prominenzen – wenn auch nicht alle auf Dauer – als Kundschaft anzulocken. Lang ist die Liste, es kehren immer wieder ein: Bodo Hell, Marianne Gruber, Wolfgang Boeck, Christoph Ransmayr, Heribert Steinbauer, sofern er wieder ein Loch in seinem Bücherregal frei gemacht hat, es kamen der Tuchentfabrikant Birkowitsch … (Anmerkung der Redaktion: Hier übertrieb Hieblinger, verriet Posch dem Augustin. «Birkowitsch war Tuchenthändler. Ich gebe aber zu, dass Tuchenfabrikant um vieles besser klingt. Ich hätte den Händler wahrscheinlich ebenfalls zum Fabrikanten gemacht, es geht ja nicht um eine Dissertation.»)

Von den Surrealisten im engeren Sinn hat das Geschäft aber auch früher natürlich nicht leben können. Wenn ich von der Auswahl der gesellschaftskritischen Titel zwischen Soziologie und Philosophie, vom vorgefundenen Spektrum zwischen Absurde und Realpolitik oder von den Präferenzen für nichttriviale und experimentelle Weltliteratur auf den Grad unserer Verwandtschaft schließen müsste, wenn all die Namen auf den Buch-Rückgraten eine Tendenz spüren ließen, die eine Tendenz seiner geistigen Entwicklung spiegelt, dann kommt Posch aus dem Kral, aus dem auch ich stamme. Allerdings, er konnte schon weit früher



Fotos: Magdalena Blaszczuk

Dreamteam in der unstrengen Kammer des Surrealismus und der Avantgarde: Dottore Posch und Resi Sebung

als ich mit Mainstreamtexten nichts anfangen. «Damit mir beim Autostoppen nicht fad wird, als 18-Jähriger, hab ich mir in einem deutschen Buchladen den ‹Ulysses› von Joyce gekauft. Ich erinnere mich noch, dass ich schriftlich bestätigen musste, 18 Jahre alt zu sein. Ich hab die 1000 Seiten von Anfang bis Ende gelesen, sie schlugen bei mir wie ein Blitz ein. Das heißt Sprache, das heißt Literatur! Die Folge war, dass ich lange Zeit alle Literatur, die hinter Joyce zurückblieb, nicht mehr aushielt. Also a l l e Literatur.»

Mayröcker, die ungekrönte Königin des Ladens

Der Blick des Besuchers fällt auf eine Marx-Bakunin-Kontroverse. «Als Surrealist sind Sie – darf ich raten – an der Seite Bakunins», versuche ich dem Buchhändler ein konkreteres politisches Coming-out zu entlocken. «Die Frage ist nicht so leicht zu beantworten», erwidert er. «Als Hegelianer kann ich natürlich um Marx, den Junghegelianer, keinen Bogen machen. Ich muss mich seriös mit ihm auseinandersetzen.» Als Vater eines neunjährigen Sohnes seien ihm aber inzwischen andere Dinge wichtig geworden, etwa die Frage, wie Machtverhältnisse in Familie und Schule auf die Kindesentwicklung wirken, wie eine antiautoritäre Erziehung in Zeiten der Wiedergeburt des Führerprinzips verteidigt und umgesetzt werden könne. »Und schon bin ich bei Bakunin», lächelt Posch (noch so ein «Neoanarchist» wie Jon Gnarr, der crazy Isländer?).

(…) immer wieder verstopfte Christoph Wagner zu Lebzeiten mit seiner stattlichen Erscheinung das ohnehin nicht allzu geräumige Lokal, die verstorbenen Helmut Eisendle, Bernhard Frankfurter und Gerhard Kofler haben hier gestierlt und gekauft, natürlich die ungekrönte Königin der Buchhandlung: Frau Friederike Mayröcker. Sie hat dem Buchhändler Posch das eine oder andere Gedicht gewidmet.

Von Bakunin, dem «Unkraut» der organisierten Arbeiterbewegung aus marxistischer Sicht, wäre es nun leicht, auf die botanischen «Unkräuter» hinzulenken, über die Reinhold Posch genauso gut Auskunft geben kann wie über den italienischen Futurismus. Die Gespräche, die man im Moment mit Posch und seiner Kollegin Sebung führt, plus die in der Buchhandlungsatmosphäre wie in einem Luftarchiv abgelagerten Gespräche vieler Jahre – das macht die Sinnlichkeit des Ladens aus, an die weder die Sinnlichkeit des www.buchvertriebs noch die der großen Handelskette herankommt.

Die Arbeit in der Redaktion ruft, die Zeit reicht nur noch für die Zusicherung des Biologen Dr. Reinhold Posch, eine botanische Führung durch das Gelände des Brigittenauer Frachtenbahnhofs anzubieten. Ob nicht auch dort die seltsame Pannonische Karotte zu finden sei? So habe sein Freund Rudi Hieblinger die Gundelrebe getauft, lacht Dottore Posch. Als angeblicher Bestandteil der urbanen Vegetation, die Posch auf dem legendären Gürtelspaziergang mit dem Gourmet Christoph Wagner «katalogisierte», fand die Pannonische Karotte schließlich im Buch von Beyerl & Hieblinger ihre Debüt-Erwähnung. «Diese poetische Freiheit durfte, ja musste er sich nehmen», sagt der Vegetationsexperte. «Was für ein Wortklang im Vergleich mit der Gundelrebe!»

Robert Sommer

Die kursiv gedruckten Absätze sind aus Beppo Beyerls und Rudi Hieblingers Stadtführer «Von der Paniglgasse in die Pinaglgasse» entnommen. *Mehr zu diesem Buch: Seite 26*

Ljubomir Bratić flaniert durch das Stuwerviertel und ärgert sich über «tolerante» MitbürgerInnen

Teilhabe, mit oder ohne Kopftuch!

Erstaunlich, dass Ljubomir Bratić, freier Publizist und Querdenker in Migrationsfragen, auf die Frage nach seinen Zugehörigkeiten seinen Bezug zum Stuwerviertel weglässt. *Dabei hat der denunzierte und befleckte Hieb in ihm seinen Philosophen gefunden – der er seiner Qualifikation nach auch tatsächlich ist. Sein Traum, dass die MigrantInnen zu Subjekten ihrer eigenen Emanzipation werden, muss zuvörderst am Reumannplatz in Favoriten oder in Grätzeln wie dem Stuwerviertel real werden. Ein Gespräch mit Bratić aus Anlass seines neuen Buches: «Politischer Antirassismus».*

Erläutere bitte den LeserInnen deinen eigenen Migrationshintergrund, liste deine Zugehörigkeiten auf und verrate uns was über dein Verhältnis zu Jugoslawien.

Ich bin in der SFR Jugoslawien geboren. Sprachlich wurde ich zuerst in Wlachisch, einer romanischen Sprache in Südostserbien, und anschließend ab sechs Jahren in Serbokroatisch sozialisiert. Anfang der 1980er Jahre übersiedelte ich zwecks Studium zu meinen Eltern nach Tirol. In Wien lebe ich seit 1995. Meine Zugehörigkeiten sind also multipel: zur Welt der Minderheiten, dann zur Welt der Armen und schließlich zur Welt derjenigen, deren Teilhabe an den Gesellschaftsangelegenheiten nicht selbstverständlich scheint. Mein Verhältnis zu Jugoslawien hat zwei Phasen: eine Phase der Kritik, die bis 1989 dauerte, und eine daran anschließende Phase der Historisierung, die bis heute andauert. In der ersten Phase gehörte ich zu der popkulturellen kritischen Strömung, die, symbolisch gesagt, gegen die in den Polizeiwachstuben hängenden Karl-Marx-Ikonen auftraten. In der zweite Phase musste ich feststellen, dass die Staatsform, in der ich aufgewachsen bin, trotz aller Idiotie den Menschen, die dort lebten, ein viel besseres Leben als in den derzeitigen angeblichen Demokratien anbot. Es war ein aus einem antifaschistischen Kampf hervorgegangener Staat, in dem der Reichtum der Reichen – verglichen mit der heutigen Situation – armselig und überschaubar war, und in dem die Armut der Armen durch viele Maßnahmen, u. a. durch die Industrialisierung des Landes, sukzessive verringert wurde. Es war ein Staat, in dem die Arbeiterkinder selbstverständlich akademische Grade erreichten und in dem sich alle jährlich einen Urlaub an der Adria leisten konnten.

«Ich noch nie einen Bruder verraten»

Glaubst du, dass eine gemeinsame Selbstdefinition der beiden größten jugendlichen Migrationsszenen, der exjugoslawischen und der türkischen, sich entwickeln kann? Gibt es Ansätze einer gemeinsamen tschuschischen Widerstandskultur? Oder verhindert die Macht des Religiösen eine gemeinsame Identität, muss die Migrationsjugend erst endgültig säkularisiert werden, um Zusammengehörigkeitsgefühle zu entwickeln?

Die türkischen und jugoslawischen Communitys haben neben der Tatsache, dass ihre Mitglieder großteils zur Arbeiterklasse gehören, unterschiedliche Entwicklungen genommen und bieten ihren Nachkommen unterschiedliche Ausgangspositionen. Innerhalb der Rap- und Hip-Hop-Szene gibt es aber durchaus starke Solidarisierungszeichen der Jugendlichen, so z. B. wenn ein Mewlud Khan singt: «Seit den ersten Tagen leben wir hier: Türken, Albaner, Araber und Jugos. Ich noch nie einen Bruder verraten.» Diese Solidarität ist ein Teil des popkulturellen Gestus und kann nicht als Handlung eines festgelegten und wirksamen politischen Subjekts aufgefasst werden. Eher kann das als Teil eines Prozesses gedeutet werden, aus dem vielleicht eines Tages etwas Gemeinsames entstehen könnte. Das Besondere an den religiösen Tendenzen unter die Migrantinnen ist, dass sie gewissermaßen n a c h der Säkularisierung stattfinden. Die neue Religiosität ist somit ein hochmodernes Phänomen. Die Religion spielte in den 1960er, 1970er und 1980er Jahren unter den Gastarbeitern keine wesentliche Rolle. Eine säkularisierte linke migrantische Multitude war durchaus vorhanden. Allerdings musste die nachfolgende Generation feststellen, dass die politische Einstellung der Eltern nicht dazu beigetragen hat, ihnen eine egalitäre Zukunft zu eröffnen. Diese Feststellung und das aus ihr resultierende Bedürfnis nach Differenz führten zur stärkeren Markierungen des vermeintlich Eigenen.

Was sind die derzeit interessantesten Projekte migrantischer Selbstorganisation, die deiner Idee von politischer Subjektivierung am Nächsten kommen?

Die politische Subjektivierung ist ein andauernder Prozess. Er findet kontinuierlich statt, äußert sich aber in verschiedenen Ausformungen, die oft für die Mehrheitsgesellschaft schwer nachvollziehbar sind. Eine durch die Aktivitäten diverser Akteure vorangetriebene Tendenz zeigt in Richtung politischer Teilhabe. Da gibt es durchaus offensiv agierende Selbstorganisationen, die eine bedingungslose Teilhabe fordern, und auf der anderen Seite defensivere Organisationsformen. Zusätzlich dazu gibt es eine Vielzahl

Fotos: Magdalena Blaszczuk

Warum ist diese Kirche, wie sie ist, und nicht, wie sie geplant war? Ljubomir Bratić weiß über den Mexikoplatz mehr als die meisten Eingeborenen

Die wilden Jahre des Mexikoplatzes sind vorbei. Aber die heutige Ruhe ist kein Ausdruck geordneter Verhältnisse, sondern der ökonomischen Krise

hochqualifizierter und politisch versierter Einzelakteure, die im Bereich der Kunst, der Sozialwissenschaft, der Politikwissenschaft, der Kultur arbeiten und immer wieder in der Öffentlichkeit auftreten. Eine starke öffentliche Resonanz fand der «Transnationale Migrant_innen Streik» vom 1. März 2011.

Nicht der Migrant ist das Problem, sondern die Gesellschaft

Ist ein politischer Antirassismus ohne jede Spur von moralischem Antirassismus überhaupt möglich und vorstellbar? Wenn du die beiden so polar gegenüberstellst, wie du es auch in deinem Buch machst, trennst du da nicht Menschen, die sonst einander in ihrem Handeln sehr nahe stehen? Könnte es nicht sein, dass die Moral einen Menschen vor dem Resignieren bewahrt, der derzeit keine Chance sieht, politische Konflikte auf dem Feld der Antidiskriminierung zu gewinnen? Ist es nicht in erster Linie wichtig, handlungsfähig zu bleiben, egal aus welchem Stimulus – politisch, spirituell, moralisch, karitativ?

Die prinzipielle Einstellung des politischen Antirassismus, dass es im Rahmen der politischen Arbeit um die Macht, um die Durchsetzungsfähigkeit, um die strukturellen Verschiebungen, um Empowerment usw. geht, hat sich während der letzten fünfzehn Jahre diskursiv durchaus als durchsetzungsfähig erwiesen. In den theoretischen Auseinandersetzungen geht es aber nicht um Menschen und deren reale Handlungen, sondern vielmehr um die Prinzipien, die sich hinter den Handlungen verstecken und diese anleiten. Handlungen, die sich an den Prinzipien der Pathologisierung, der Individualisierung, der Pädagogisierung, der Kulturalisierung und der Lobbyarbeit orientierten, haben nicht zum proklamierten Resultat der Teilhabe geführt, sondern ganz umgekehrt, sie haben zur Vernebelung der tatsächlich stattfindenden Diskriminierungen geführt. Ein Beispiel: Es wird über die Toleranz und nicht über die Gleichheit disputiert. Diese beiden sozialen Kategorien stehen aber miteinander in Konflikt, denn die Gleichen müssen einander nicht tolerieren. Aus solchen Erkenntnissen heraus ist die Gegenüberstellung von politischem und moralischem Antirassismus zu verstehen. Dem politischen Antirassismus geht es vordergründig nicht um die Kopftücher, nicht um die Identitäten, nicht um die Nächstenliebe, nicht um kulturelle oder sonstige Bereicherungen, nicht einmal um das Couragieren der Individuen, sondern um die bedingungslose politische Teilhabe, um die weltweite Anerkennung der Faktizität der Migration. Es geht, in letzter Konsequenz gedacht, um gleiche Rechte für alle – und zwar überall. Das ist natürlich kein amoralisches Konzept. Moral ist insofern von Moralisierung zu unterscheiden. Moral zu haben, entlang einer bestimmten ethischen Position zu handeln, bedeutet, sich an gewissen festgelegten Prinzipien zu orientieren und entsprechend zu agieren. Das Adjektiv «moralisierend» heißt dagegen, dass bei diesem Antirassismus die eigene Positionierung der einzelnen Akteure in der Öffentlichkeit wichtig ist und weniger die Konflikt versprechende Überwindung der realen Diskriminierungen. Es gab und gibt in der Mehrheitsgesellschaft den Konsens, dass die Migrantinnen ein Problem sind; der moralisierende Zugang zu dieser kollektiven Wahrnehmung war und ist, dass sie als Problemfeld zu behandeln wären. Umgekehrt geht der Diskurs des politischen Antirassismus davon aus, dass nicht die MigrantInnen, sondern die Gesellschaft das Problem ist und dass eine antirassistische Arbeit nur eine Arbeit an der Veränderung der Gesellschaft sein kann.

«Ihr bereichert uns»: Bratić kann das nicht mehr hören

Kannst du Beispiele von versteckten und unreflektierten Rassismen in Projekten des weißen Antirassismus nennen?

Natürlich könnte ich einen Haufen solcher Projekte nennen. Ich finde aber nicht, dass die mediale Öffentlichkeit ein passender Platz für solche Ausführungen ist. Ich unterstelle den moralisierend antirassistisch Handelnden nicht einen schlechten Willen! Man hört zum Beispiel oft das Argument, dass die MigrantInnen zuerst gebildet werden müssen, und erst unter dieser Voraussetzung zu anerkannten politischen Akteuren werden könnten. Das Bemerkenswerte an diesem Argument ist, dass es zuerst in den rechten Kreisen von ÖVP entwickelt wurde und mit der Zeit von allen an staatlichen

Fortsetzung auf Seite 14

Fortsetzung von Seite 13

Entscheidungen Beteiligten übernommen wurde. Die MigrantInnen werden da nicht als handelnde Akteure respektiert, sondern als die Objekte der Projektionen der herrschenden Eliten. Es gibt eine Reihe solcher von der Positivität des Endzustands ausgehenden Argumentationsketten, deren Realitäten sich in einem Gegensatz zur proklamierten Zielsetzung befinden. Die pädagogisierenden «Ausländerfreunde» geraten leicht auf ein Feld, auf dem sie der in polizeilichen Kreisen beliebten Argumentation sehr nahe kommen. Nämlich dass es, um die Bewahrung der Menschenrechte zu gewährleisten, ab und zu notwendig sei, diese Menschenrechte auszusetzen. Die MigrantInnen sind aber ein Teil der Gesellschaft, und wenn etwas gegen die Ungleichheit in der Gesellschaft getan werden soll, dann kann sich dieses Tun nicht gegen s i e richten, sondern gegen die Gesellschaft, die den Minderheiten bestimmte Positionen zuteilt. Die Zurichtung der einzelnen Menschen steht in einer langen Tradition, dessen hintergründige Absicht immer die Ausbeutung dieser Menschen war. Insofern ist es nicht nur wichtig, handlungsfähig zu bleiben. Genauso wichtig, wenn nicht wichtiger, ist es zu wissen, was diese Handlungen für wen in der Gesellschaft bedeuten. D. h. eine Selbstreflexion der politischen Akteure ist genauso wichtig wie deren real stattfindenden Aktivitäten. Manchmal ist es eben besser, nichts zu tun, als den Anderen für sich gratis kochen zu lassen und dann zu behaupten, dass man durch das gemeinsame Verzehren dieses Essens in kultureller Hinsicht sich näher kommt. Oder dass es «uns» bereichert, wenn wir uns die Küche der «Fremden« gut schmecken lassen.

Was sind die Ursachen des Ignorierens der Niederlage der rumänischen und slowakischen Roma, die ihr Recht auf Betteln in e i n e r Stadt nach der anderen verlieren, durch die Organisationen der MigrantInnen? Warum werden BettlerInnen selbst aus den Subjektwerdungsprozessen der MigrantInnen ausgeschlossen? Warum fällt den Roma-Vereinen wenig zur Vertreibung der Roma aus dem öffentlichen Raum und zur (via Medien verbreiteten) Synonymisierung von Roma-Nachbarschafts-Selbstorganisation und Mafia ein, wenn es um BettlerInnen geht? Oder sind solche Fragen Ausdruck unbewusster weißer Arroganz? Oder sogar moralisch?

«Der Vorgartenmarkt liegt inmitten des dreieckigen Stuwerviertels», stand auf dem Blatt. Wir baten Freunde, den Satz zu lesen. Jeder zweite las: «… inmitten des dreckigen Stuwerviertels». Die mediale Verunglimpfung des Grätzls zeigt Wirkung

Nein, solche Fragen sind nicht ein Ausdruck der weißen Arroganz. Die Macht der Thematisierung diskriminierender Sachverhalte ist nicht unbegrenzt. Ganz im Gegenteil, die Definitionsmacht im Bereich der anerkannten Minderheiten liegt nach wie vor bei den Allianzen des linksliberalen Spektrums. Die Organisationen der Roma in Österreich sind charakterisiert durch eine für sie spezifische Spaltung. Auf der einen Seite agieren die österreichischen Roma, die in den 90er Jahren auch als Volksgruppe anerkannt sind, d. h. im Volksgruppenbeirat sitzen und über gewisse materielle Mittel verfügen. Auf der anderen Seite die zahlenmäßig viel größere Gruppe der nicht über die österreichischen Staatsbürgerschaft verfügenden, aber zum Teil in Österreich geborenen Roma. Die zweite Gruppe ist größer, aber schlechter organisiert, und sie verfügt, abgesehen von ein paar kleinen Projektbeteiligungen, über keine materiellen und kulturellen Potenziale, um ihren Handlungen einen kollektiven Ausdruck zu verleihen. Resultat dieser Spaltung ist, dass die unmittelbaren Interessen dieser größeren Roma-Gruppe aufgrund der fehlenden Organisationsstrukturen nicht vertreten werden. Seitens der österreichischen Roma-Organisationen gilt es etwas zu verteidigen – nämlich den erreichten Anerkennungsstatus. Zu den Ost-Roma stehen sie in einer unausgesprochenen De-facto-Konkurrenz. Abgesehen davon gibt es einen psychologischen Aspekt: Die Angst, dass die Verteidigung der Bettler durch die Roma-Organisationen als Anerkennung des gesellschaftlichen Vorurteils gegenüber den Roma missdeutet werden könnte. Nämlich, dass Roma die «geborenen» Bettler seien. Die linksliberalen Meinungsmacher diskutierten die Sache entlang der Linie «Verteidigung der Menschenrechte in unserer Gesellschaft». Auch wenn die Linksliberalen in einem nicht so geringen Ausmaß positiv gegenüber den bettelnden Roma eingestellt sind, geht es doch in erster Linie darum, die eigene Gesellschaft «zu bereichern». Außer einer oder zwei Mobilisierungen in Graz kam es zu keinen folgenreichen Handlungen der sich auf die Menschenrechte berufenden links-grün-liberal-urbanen Szene. Die defensiven Selbstorganisationen der MigrantInnen blieben in eigenen Existenzkämpfen gefangen und die offensiven waren mit dem Abwehrkampf gegenüber den neuen Verschärfungen des Fremdenrechts beschäftigt – übrigens ein Kampf, in dem es offensichtlich nicht reicht, bloß Verschärfungen zu verhindern. Warum es zu keiner groß angelegten Solidarisierung kam, liegt – denke ich – an den gegenwärtigen Kräfteverhältnissen in der Szene. Wobei die einen zu schwach sind, um an mehreren Linien zu kämpfen, die anderen ein Feld zu verteidigen haben, auf dem die Interessen der betroffenen Roma-Gruppe nicht im Vordergrund stehen, und die dritten eben gewohnt sind, die Menschenrechte (die bekanntlich nur Rechte der Individuen sind) woanders zu verteidigen.

Könntest du eine beliebige Ausgabe des Augustin, z. B. die aktuelle, analysieren mit Fokus auf die weißen – von AugustinredakteurInnen übernommenen – Rassismen im Bereich des Unbegriffenen?

Leider hab ich jetzt dafür keine Zeit, aber die Idee finde ich nett, und ich könnte mich demnächst dieser Herausforderung stellen. Danke jedenfalls für euer Vertrauen, dass ich solch eine mediale Diskursanalyse zustande bringen könnte.

Die Fragen stellte Robert Sommer

I N F O

Ljubomir Bratić
Politischer Antirassismus
Selbstorganisation, Historisierung als Strategie und diskursive Interventionen
Löcker Verlag, Wien
200 Seiten
€ 19,80
ISBN 978-3-85409-533-0

«Schön und gut»

№ 246

LOKAL-MATADORIN

Tina Bertotti *führt an der Ottakringer Straße einen Shop, der «Mehrwert für alle» verspricht. Von Uwe Mauch (Text) und Mario Lang (Foto)*

Tina Bertotti bringt ein völlig neues Flair nach Ottakring

Ottakringer Straße Nr. 17: «Schön und gut» steht am Eingang der Boutique an der Ecke zur Veronikagasse. Schön und gut verlangt für den gelernten Wiener umgehend nach einem Aber, einer Relativierung, einer Richtigstellung. Folgt also auch hier das Aber auf den Fuß? Derart neugierig geworden, betreten wir den VinziShop.

Gerade rechtzeitig! Drinnen erläutert Tina Bertotti, die Obfrau, die Idee des Ladens: «Wir wollen hier eine andere Form des Mehrwerts schaffen.» Eine richtige Mehrwertkette, ein Mehrwert, von dem alle etwas haben, wie sie betont: «Die Leute, die zu uns kommen und Sachspenden zur Verfügung stellen, freuen sich, weil sie damit helfen, die Armut in dieser Stadt zu lindern. Die Kunden, die zu uns kommen, freuen sich, weil sie in angenehmer Atmosphäre günstig etwas Schönes kaufen können. Wir freuen uns, weil sich so viele freuen, nicht zuletzt auch die Menschen von der Notschlafstelle gegenüber, denen unsere Einnahmen zugute kommen sollen.»

Noch immer kein Aber. Denn wer gemeint hat, dass sich die Mehrwert-Theorien schon am Ende des 19. Jahrhunderts überholt haben, wird zu Beginn des 21. Jahrhunderts in der Ottakringer Straße eines Besseren belehrt: Der VinziShop ist an einem Freitagnachmittag ein Tummelplatz für Spender und Schnäppchenjäger. Der Shop swingt, der Shop brummt, der Shop wird gut geführt, und das nicht nur von der kommunikativen Obfrau, sondern auch dank ihrer genialen Partnerin, der Lebenskünstlerin Lotte Schegsch, die in ihrem Leben gut und gerne tausend tolle Sachen gemacht hat, ohne darüber freiwillig zu reden, die auch viel lieber Andere berichten lässt, dass sie auch Kostüme für den Wiener Live-Ball geschneidert hat.

Man war jedenfalls im Bezirk nicht enttäuscht, als im Vorjahr bekannt wurde, dass aus dem wenig geliebten Wettcafé eine Einrichtung der Vinzi-Werke werden soll. Vinzi hat inzwischen nicht nur in Graz, sondern auch in Wien einen guten, einen edlen Namen. Das sind doch die Ehrenamtlichen, die den Ausgebooteten der Turbo-Gesellschaft «ein vinziges Stück Hoffnung» geben wollen.

Auch Tina Bertotti will das. Sie war im vergangenen Sommer nicht in Italien. Die Angestellte beim Arbeitsmarktservice hat ihren Urlaub lieber dafür verwendet, um die Theorie vom Ottakringer Mehrwert Wirklichkeit werden zu lassen. Von der Idee einer eigenen Boutique bis zur offiziellen Eröffnung waren es auf Grund ihres persönlichen Engagements nicht einmal drei Monate. Warum man ihr das soziale Engagement abnehmen möchte, ist auch deshalb, weil sie darauf aufmerksam macht: «Ohne die Lotte hätten wir das nie geschafft.»

Nach der Schule hat die Tina, Tochter eines Fahrdienstleiters, bei einem roten Riesen gearbeitet. In der Rechtsabteilung. Bis der rote Riese zu röcheln begann, und sich die Mitarbeiter der Konsum-Genossenschaft eine neue Arbeit suchen mussten. Danach war sie in einer Rechtsanwaltskanzlei und bei einer ebenfalls strauchelnden Baufirma. Mit 30 hat sie sich scheiden lassen und selbstständig gemacht, mit 34 ihren zweiten Mann kennen gelernt, mit 40 ihr drittes Kind bekommen, mit 45 von sich aus ihren gut dotierten Job bei der Volksanwaltschaft gekündigt. «Denn ich wollte wo arbeiten, wo ich mich mit meiner Arbeit voll identifizieren kann.» Aktuell ist das die Finanzabteilung des AMS.

Es ist kein Zufall, dass der VinziShop an der Ottakringer Straße eröffnet hat. Das hat zum einen mit der Hilfsorganisation selbst zu tun, die an dieser Straße nicht nur die Notschlafstelle, sondern auch einen Würstelstand und ein Büro eingerichtet hat. Das hat mehr noch mit der 51-jährigen Obfrau zu tun. Mehrere Male in ihrem an Stationen reichen Leben machte Tina Bertotti Bekanntschaft mit dem 16. Bezirk: Nach der Geburt ihrer ersten beiden Kinder wohnt sie eine Zeitlang in der Thalistraße, zwei Jahre lang führt sie in der Haberlgasse eine kleine Boutique, zuletzt verhalf sie in Ottakring Roma-Frauen ehrenamtlich zu Arbeit und Anerkennung.

«Ich war hier schon damals viel zu Fuß mit dem Kinderwagen unterwegs», erinnert sich die Shop-Betreiberin. «Die Ottakringer Straße ist für mich ein Schmelztiegel der verschiedenen Kulturen und auch der verschiedenen Religionen. Das pralle Leben mit allen Vor- und Nachteilen.» Angesprochen auf die Nachteile, verkrümmt sie sich nicht: «Bei der Gestaltung der Fassaden vermisse ich ästhetische Gesichtspunkte.» Und, um es noch deutlicher zu sagen: «Schiach ist schiach, und da ist es mir egal, ob der Eigentümer österreichische, serbische, kroatische oder türkische Vorfahren hat.»

Dass sie ihre Freizeit anderen Menschen spendet, erklärt sie so: «Ich halte mich für eine vom Leben Begünstigte. Ich wurde in Österreich geboren, bin in einer intakten Familie aufgewachsen, wurde und werde geliebt, ich bin gesund und habe gesunde Kinder. Ich habe also weit mehr als hundert Prozent empfangen. Wenn ich nun jemanden, der nicht so viel bekommen hat, ein paar Prozentpunkte abgebe, dann sind wir vielleicht beide in der Nähe von hundert.» Alles schön, alles gut.

*

Die Serie Lokalmatadore erscheint seit elf Jahren im Augustin. Das gleichnamige Porträtbuch kann auch per E-Mail bestellt werden: mario@augustin.or.at.

Anton Hyséns mutiger Schritt – wer bzw. was wird ihm folgen?

Sichtbar anders

In Schweden outet sich ein schwuler Profifußballer: *Wird jetzt alles gut? Werden homophobe Fangesänge und Sprüche von Trainern und Spielern nun tabuisiert? Ein Mini-Essay zum Verhältnis des Fußballs zur sexuellen Orientierung seiner MitarbeiterInnen.*

Anton Hysén, ein 20-jähriger schwedischer Fußballprofi, hat sich in einem Interview mit dem Fußballmagazin «Offside» zu seiner sexuellen Orientierung bekannt. Er hat dabei den Spielraum genützt, den ihm Verletzungen bescherten: Derzeit spielt der vormalige U17-National- und Erstliga-Spieler bei einem Viertligateam, das sein Vater coacht, und also ein wenig außerhalb der Schusslinie potenzieller Anfeindungen. In seinem Land gilt er als einer der talentiertesten Mittelfeldspieler seiner Generation. Nun fragt er sich, ob er mit seinem Schritt seine Karriere bereits wieder verspielt hat. Warum sein Outing in aller Welt so viel Wirbel macht, hat genuin mit der Gestricktheit des sozialen Systems Fußball zu tun. Hysén ist der derzeit einzige aktive Fußballprofi, der aus seiner Homosexualität kein Geheimnis macht. «Wo sind verdammt noch mal die anderen?», fragt er fast wütend in dem Interview.

Gut möglich, dass Hysén auf längere Zeit allein auf weiter Flur bleiben wird. Immer wieder ist über die «Dunkelziffer» schwuler Fußballer spekuliert worden. Mein Verdacht ist, dass die tatsächliche Zahl weit unter dem gesellschaftlichen Durchschnitt liegt – aus systemimmanenten Gründen: Die Ausbildung zum Profi folgt äußerst rigiden Programmen. Wer sich durchsetzen will, dem bleibt wenig Spielraum fürs Anderssein. Und wer sich als homosexueller Jugendlicher in einer latent homophoben Umgebung bewegt, wird es sich wohl doppelt und dreifach überlegen, ob er sich das bis zum bitteren Ende antun soll. Da sind zunächst die Teamkameraden, dann die Gegenspieler und schließlich das Publikum. Der enorme Druck, der dadurch entsteht, sorgt für eine Selektion der anderen Art: Nicht unbedingt die Begabtesten kommen durch, sondern diejenigen, die den Vorgaben und Erwartungen des Systems am besten entsprechen.

Im Fußball kann ein offener Umgang mit dem Anderssein schnell gegen den Bekenner gekehrt werden. Manchmal reicht schon die Solidarisierung: Nachdem der (heterosexuelle) Sportklubspieler Marco Perez 2009 an einer Podiumsdiskussion über Homosexualität im Spitzensport teilgenommen und sich dort für Toleranz gegenüber homosexuellen Sportlern ausgesprochen hatte, mussten er und sein Team sich im darauffolgenden Spiel gegen den FAC von den gegnerischen Fans homophobe Schmähgesänge und Transparente gefallen lassen. Als ich neulich zufällig auf einen der damals beteiligten FAC-Fans traf, zeigte sich dieser immer noch verständnislos darüber, dass er und seine halblustigen Freunde im Anschluss vom Fußballmagazin «Ballesterer» für diese vertrottelte Aktion kritisiert worden waren. Dabei hätte das doch nichts mit Homophobie, sondern bloß mit «Spaß» zu tun gehabt, wie er mir treuherzig versicherte.

Drehen wir den Spieß um: Ich habe vor vielen Jahren eine Frau kennen gelernt, die in ihrer Jugend auf dem Sprung zur – für hiesige Verhältnisse – Spitzenfußballerin war. Mit 16 erhielt sie ihre erste Einberufung ins Nationalteam. Auf meine Frage, was sie denn bewogen habe, sich vom Kicken zu verabschieden, antwortete sie mir ein wenig verschämt: «Ich bin zum Team gekommen und hab schnell gemerkt, dass da die meisten lesbisch sind. Das war mir unangenehm.» Ich war von der Antwort zunächst verblüfft und – um ehrlich zu sein – auch ein wenig enttäuscht. Mein spontaner Impuls war, sie zu fragen: «Und? Was ist daran so schlimm?» Die Szene führte mir auch vor Augen, dass von meiner Seite eine gewisse Neigung existierte, in den Frauenfußball bestimmte Vorstellungen eines «offeneren», entspannteren Umgangs mit Homosexualität hineinzuprojizieren.

Vielleicht hat der Kontakt mit lesbischen Mädchen und Frauen, denen sie beim Kicken ja auch körperlich nahe war, ihr heterosexuelles Selbstbild ins Wanken gebracht. Vielleicht hat sie sich aber auch bloß einsam gefühlt: als «Hete» plötzlich von den Gruppencodes der Mehrheit ausgeschlossen, Angehörige

KICK-TIPP

ÖFB-Frauenbundesliga: SV Neulengbach – FC Wacker Innsbruck; Samstag, 16. 4., 16 Uhr: Besuchen wir doch wieder mal das herrliche Wienerwaldstadion in Neulengbach! Die schier unantastbare Dominanz des dort ansässigen Frauenteams hat die Bundesliga in den vergangenen Jahren ein wenig eintönig werden lassen. Im Schatten dieser Unbesiegbarkeit haben sich jedoch andere Teams zu mittlerweile ernsthaften Konkurrentinnen entwickelt. Dazu zählt mit Sicherheit auch die FC Wacker Innsbruck, wo die Ex-Landhaus-Trainerin Gitti Entacher ihre solide und geduldige Arbeitsweise voll entfalten kann. Und dass die Torfrau Daniela Iraschko jeder Kugel nachfliegen wird, ist gewiss: Eroberte sie doch vor kurzem die WM-Goldmedaille im Schispringen. In diesem Sinn: Anschnallen, Neulengbach!

Adresse: Sindelarstraße 181, 3040 Neulengbach
Tel.: (0 27 72) 538 63
Anreise: Schnellbahn ab Westbahnhof

2. Klasse A: FC Tornado Wien – SC Wacker Wien; Sonntag, 17. 4., 15 Uhr: Eine der spannendsten Meisterschaften im Wiener Unterhaus hat derzeit die 2. Klasse A zu bieten. Sage und schreibe sechs Teams tummeln sich nach 15 Runden innerhalb von fünf Punkten Abstand auf den Sonnenplätzen. Zwei davon matchen sich demnächst in Favoriten: Das ambitionierte Projekt des FC Tornado Wien empfängt auf eigener Anlage das wiedergegründete Traditionsteam von FC Wacker Wien, in dessen Reihen ein gewisser Christian Prosenik, Ex-Nationalspieler und ehemaliger Träger der Trikots von Austria, Rapid, Vienna und Sportklub (!), immer noch dem Ball nachjagt. Die meisten seiner Gegner an diesem Sonntag könnten seine Söhne sein – Jugend hat bei den Tornados den Vorzug. Ein generationenübergreifender Nachmittag, sozusagen.

Adresse: Eibesbrunnergasse 13, 1100 Wien
Tel.: (01) 603 35 25
Anreise: U 6 Philadelphiabrücke, 74 A od. 15 A

Wienerliga: SC Süßenbrunn – 1. SC Simmering; Sonntag, 17. 4., 15.30 Uhr: «Überraschungsteam trifft Titelaspirant» könnte die Schlagzeile über diesem potenziellen Leckerbissen lauten. Die Simmeringer sind nun schon seit geraumer Zeit aus der obersten Etage der Stadtliga nicht mehr wegzudenken. Und seit mit Damir Canadi einer der taktisch versiertesten Trainer der Stadt auf der Bank sitzt, sind die Chancen auf einen Wiederaufstieg in die Regionalliga beträchtlich gestiegen. Dennoch erwartet die Mannen von der Had am Pfingstsonntag eine vorösterliche Prüfung der unangenehmeren Art – und das nicht nur, weil der Platz des SC Süßenbrunn für jede Gastmannschaft ein heißes Pflaster ist. Der bosnisch dominierte Aufsteiger hat sich im Herbst gut in das Wienerligaleben eingeführt und scheint im Frühjahr an Spielstärke eher noch zugelegt zu haben. Ein enges Spiel ist zu erwarten, Hochspannung quasi Pflicht!

HN

Adresse: Pehamgasse 6, 1220 Wien
Tel.: 0 664 393 15 81
Anreise: U 1 Leopoldau, 25 A

Foto: Björn Larsson Rosvall / Scanpix /picturedesk.com

Anton Hysén gilt als einer der talentiertesten Mittelfeldspieler seiner Generation in Schweden und hatte den Mut, sich als Homosexueller zu outen

einer sexuellen Minorität. Vielleicht hätte sie die Möglichkeit ergreifen sollen, ihre Teamkolleginnen mit diesen Gefühlen und Erfahrungen zu konfrontieren. Vermutlich hätten diese geantwortet: «Siehst du, so geht es uns im Alltag auch. Jetzt weißt du wenigstens mal, wie sich das anfühlt.»

«Die Trainerin reagierte empfindlich abwehrend auf meine Anfrage»

Im Zuge von Recherchen für einen Artikel über Homosexualität im Frauenfußball stieß ich Jahre später auf ein anderes Szenario. Ich fragte bei einer mir bekannten Kickerin eines Bundesligavereins an, ob sie sich vorstellen könne, dass sie oder ihre Kolleginnen zu diesem Thema ein Statement abgeben würden. Sie schrieb mir zurück, dass der Umgang mit den verschiedenen sexuellen Neigungen innerhalb des Teams sehr entspannt ablaufe, bezifferte das Verhältnis prozentual mit 30:70 (hetero:homo) und fügte dann hinzu: «Wir machen oft Scherze darüber.» Welche Scherze das genau waren, verriet sie mir nicht, aber das ist auch nicht so wichtig. Entscheidend war für mich der Eindruck, dass da ein Gefüge existierte, in dem Mehrheit und Minderheit einen nicht bloß duldenden, sondern kooperativen Umgang miteinander gefunden hatten. Leider ist es nicht dazu gekommen, mehr über diese Entwicklung herauszufinden. Die Spielerinnen hatten wenig Interesse, ihre innere Dynamik nach außen zu tragen, und die Trainerin reagierte empfindlich abwehrend auf meine Anfrage. In ihrer Weigerung, auch nur in Ansätzen darüber zu sprechen, spürte ich eine extreme Angst vor Stigmatisierung und Ausgrenzung. Es gelang mir nicht, Vertrauen dahingehend aufzubauen, dass meine Berichterstattung sich «anders» gestalten und dazu dienen würde, das Thema in der Öffentlichkeit zu enttabuisieren.

Vor dem Hintergrund all dieser Erfahrungen habe ich großen Respekt vor Menschen wie Anton Hysén, die es auf sich nehmen, ihr «Anderssein» nicht nur privat zu leben, sondern für die Bedürfnisse, Anliegen und Probleme ihrer Gruppe innerhalb der Gesellschaft Aufmerksamkeit und Verständnis zu schaffen. Zugleich verstehe ich jede und jeden, der/die es vorzieht, im «Versteck» zu bleiben. Es ist eine folgenreiche Entscheidung, sich als Privatperson einer öffentlichen Debatte zu stellen. So groß der Zuspruch national und international etwa für Hysén zurzeit auch ist: Es wird sich erst zeigen, wie seine Trainer, Teamkollegen, Gegner und die Fans mit dem Outing umgehen. Noch ist er geschützt durch die Aura des «Neuen», der Sensation. Im besten Fall verändert sich dadurch auch etwas im öffentlichen Bewusstsein. Im schlimmsten Fall reagiert das System mit Mobbing und Ausgrenzung. Das wäre wohl das Ende der hoffnungsvollen Karriere des Anton Hysén.

Helmut Neundlinger

IDNAAKIRES ASTROSHOW

Widder
21.3.–20. 4.
Mit Interesse verfolgst du, wie sich die Menschen unter Einwirkung der Frühlingssonne schlagartig verändern. Wie wiederkäuende Kühe hängen sie in den Sesseln der Gastgärten und haben einen leicht dämlichen Gesichtsausdruck. Komparsen am Rand eines Filmsets, das sie für ihr eigenes Leben halten.

Krebs
22. 6.–22. 7.
Dein Leben bewegt sich, so dein Eindruck, zwischen Bobo-Dasein und Biederkeit. Das ist ja wahrlich keine große Spanne. Vor allem wenn man bedenkt, dass Bobos so etwas wie «Konservative in Jeans» sind. Hast du dir auch nicht träumen lassen, dass du dich einmal so wohlfühlen wirst in deiner selbstgewählten Eindimensionalität.

Waage
24. 9.–23. 10.
Mit Sorge blickst du auf die arabischen Länder, die gerade ihre Diktatoren abgeschüttelt haben. Nun, so weißt du genau, werden Pfründe verteilt und die Investoren und Kapitalisten balgen sich hinter den Kulissen um die besten Stücke, und aller Voraussicht nach wird der politischen Befreiung keine wirtschaftliche folgen.

Steinbock
22.12.–20. 1.
Erschreckt stellst du fest, dass auch bei dir der Abstumpfungsmechanismus prächtig funktioniert. Zuerst haben dich die Nachrichten aus Fukushima ehrlich betroffen, dann waren sie nur noch interessant, und nun sind sie dir schon etwas lästig. Eigentlich könnte wieder einmal etwas Neues passieren, denkst du dir und schämst dich im selben Augenblick dafür. Vollkommen zu Recht!

Stier
21.4.–20. 5.
In Deutschland scheint der Wahlsieg der Grünen das Establishment mehr aufgeschreckt zu haben als das Atomunglück in Japan. Das kann man für Zynismus halten oder für einen Beleg, dass demokratische Prozesse trotz allem doch noch immer funktionieren. Dich stimmt es traurig, sonst nichts.

Löwe
23.7.–23. 8.
Du weißt nicht, ob du lachen oder weinen sollst. Nun haben sich einige ÖVP-Granden als die Arschlöcher erwiesen, für die du sie schon immer gehalten hast. Aber was tun mit dieser neuen Situation? Außer darauf zu pochen, dass DU es immer schon gewusst und gesagt hast, bleibt dir wenig. Und das macht nicht wirklich zufrieden.

Skorpion
24.10.–22. 11.
Ist nun, nach Atomkatastrophe und politischen Skandalen, die Zeit der grünen Bewegungen und Parteien angebrochen? Du vermagst es nicht recht zu glauben. Sind doch die handelnden Personen selbst zu verwickelt, um sich ernsthaft absetzen zu können. Aber – so deine heimliche Hoffnung – vielleicht tritt ja noch jemand in die Öffentlichkeit, die/den du bisher noch nicht bemerkt hast.

Wassermann
21. 1.–19. 2.
Dir steigt der Geruch der Frühlingssonne in die Nase, und du meinst den Sommer bereits erahnen zu können. Nun ist wieder die Zeit der guten Vorsätze. Bis zum Zeitraum X willst du einige Kilos loswerden und deinen Körper straffen. Das ist gut so! Denn selbst wenn es dir nicht gelingt, machst du wenigstens in der Zeit sonst keinen Blödsinn.

Zwilling
21.5.–21. 6.
Die Politik und die darin handelnden Personen sind derzeit diskreditiert wie schon lange nicht mehr. Du schämst dich schon fast, dich als politischen Menschen zu bezeichnen. «Na, na,» kann dir dazu dein Horoskop nur sagen, «wer wird denn da plötzlich so mit den Wölfen heulen?» Sonst machst du ja auch nicht jede Mode mit.

Jungfrau
24. 8.–23. 9.
So, nun ist es auch für dich so weit, wieder große Teile deiner Freizeit unter freiem Himmel zu verbringen. Achte bei aller Begeisterung für die Bewegung im Freien aber immer darauf, dass du es nicht zu scharf angehst, sonst verlierst du die Freude daran. In der Ruhe liegt die Kraft.

Schütze
23. 11.–21. 12.
Die Sonne hat positive Auswirkungen auf deine Gemütslage. Du entspannst und beruhigst dich, und vieles sieht schon viel rosiger aus. Schade eigentlich, denn die politischen Zustände bräuchten eher einen Racheengel als zufriedenen und gütigen Mönch. Wahrscheinlich ist diese ganze Frühlingssache ein von langer Hand geplanter Angriff auf dein revolutionäres Potential.

Fische
20. 2.–20. 3.
Nun wo du die Wintersachen im Schrank wieder nach hinten schieben kannst, solltest du auch gleich deine Badesachen sichten. Dabei kannst du auch ruhig ein bisschen eitel sein. Es ist nicht egal, wie du der Welt gegenübertrittst. Immerhin bist du wer! Also gönne dir und der Welt ein fesches Outfit.

CHRISTAS SPARKÜCHE

Süßungsmittel, illegal

Ende der Neunzigerjahre räsonierte ein lieber Mensch in meiner Umgebung übers Süßblatt, das in Österreich aber so was von verboten wäre. Wenig später fand ich die Pflanze unter ihrem lateinischen Namen im alternativen Gartenkatalog. Allerdings fliegt Grünzeug, das in unseren Breiten nicht winterhart ist, bei mir automatisch raus, also verwarf ich damals die Idee eines Kaufs.

Die Rede ist von Stevia rebaudiana Bertoni, einer Pflanze mit minzenähnlicher Optik, deren Blätter angeblich 30- bis 40-mal so süß schmecken wie herkömmlicher Zucker. (Wie immer eine das messen wollte.) Das Ding schien von der Göttin geschickt worden zu sein: Die Blätter enthalten keinen Zucker und schädigen damit nicht die Zähne. Der enthaltene Süßstoff hat keine Kalorien und schlägt sich also nicht aufs Gewicht. Und er ist derart intensiv, dass geringste Mengen davon für die Süßung ausreichen. Nebenbei behält das Stevia-Blatt auch dann seine Süßkraft, wenn es getrocknet ist. – Die vegane eierlegende Wollmilchsau, sozusagen.

Selbstverständlich war es in Österreich streng untersagt, Stevia als Lebensmittel zu verwenden. Deshalb wurde es im erwähnten Katalog mit Augenzwinkern als Zierpflanze angeboten. Dieses Verbot ließ sich über die Jahre aus verschiedenen Gründen nicht aufrechterhalten. Die Verwendung als Süßungsmittel ist jedoch immer noch untersagt: könnte ja schließlich gefährlich sein (offiziell heißt das: «nicht zugelassen aufgrund gesundheitlicher Bedenken»). Aber im Teeregal findet man Stevia mittlerweile, pur oder mit anderen Kräutern gemischt.

Soweit, so mindergut. Immerhin, das Zeug ist erhältlich und darf eingeschränkt konsumiert werden.

Jetzt kommt der Clou: Im Jänner 2011, so schreibt Ulrike Becker, hat die Europäische Behörde für Lebensmittelsicherheit mitgeteilt, dass neue toxikologische Tests die Unbedenklichkeit der Steviapflanze belegen. Die süßenden Inhaltsstoffe, die Steviolglykoside, wurden in aufwendigen Prozessen (Trocknung, Extraktion, Fällung und Entfärbung, Ionenaustausch und mehrfache Kristallisierung – erinnert Sie das irgendwie an den Herstellungsprozess von Margarine?) isoliert.

Die intendierte Zulassung der Steviolglykoside ist vor allem für die Verwendung in Getränken und energiereduzierten und zuckerfreien Lebensmitteln vorgesehen. In den USA und in Japan werden sie für diesen Zweck seit vielen Jahren eingesetzt.

Und es versteht sich von selbst, dass eine solche Zulassung ausschließlich die industriell extrahierten, für die Lebensmittelindustrie als billiger Zuckerersatz geeigneten denaturierten Steviolglykoside betreffen würde, und keinesfalls die Steviablätter für Ihren Tee. Die konsumieren Sie nach wie vor in der Grauzone.

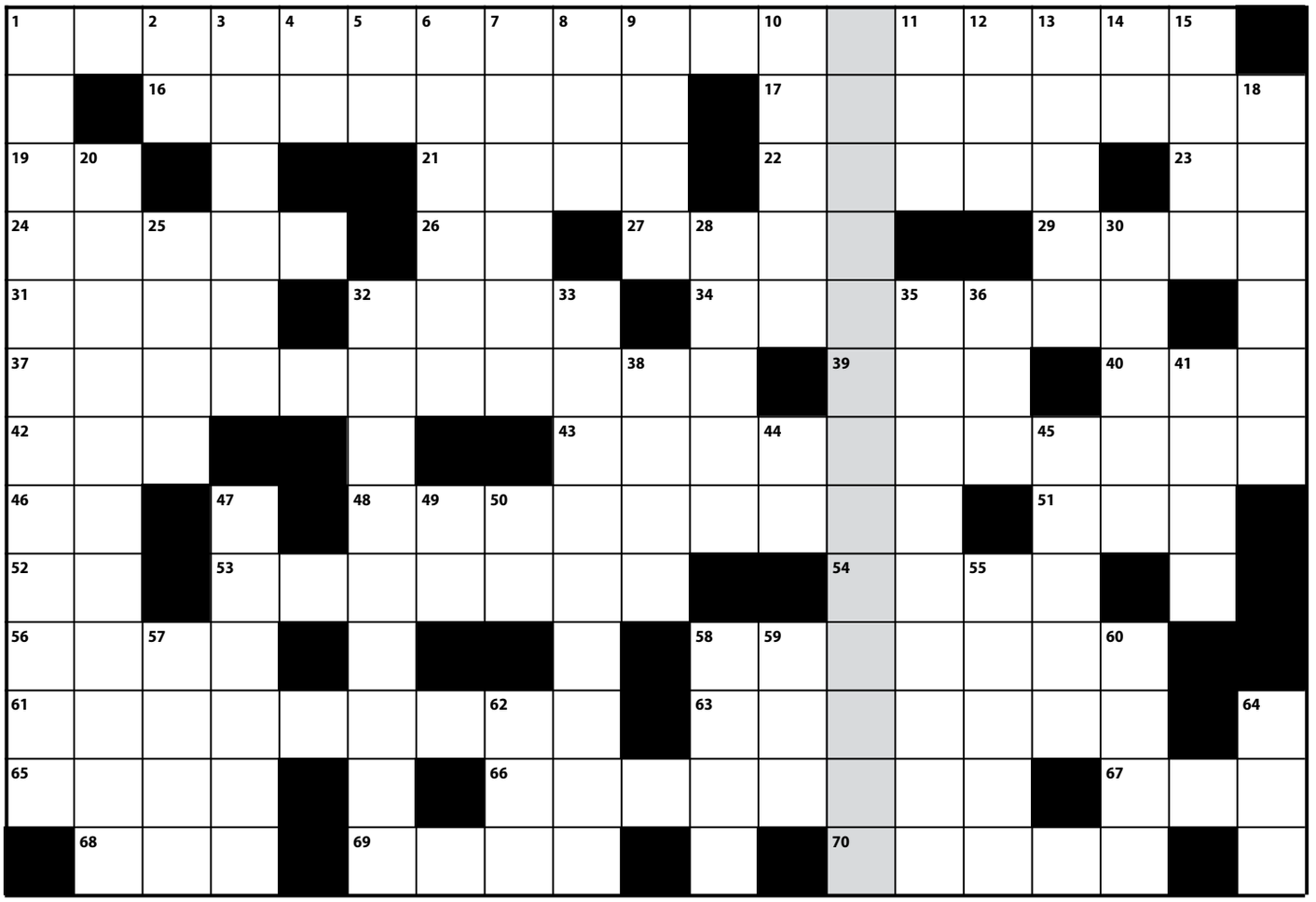
Christa Neubauer

INFO

Rezepte unter
http://singlekocherei.myblog.de

Quellen:
Ulrike Becker: Warten auf Stevia in Schrot & Korn 04/2011.
www.gartenbauwagner.at

Warum denn immer sitzen?



Waagrecht: 1. Der Regierungschef eines Landes heißt bei uns Landeshauptmann. In manch anderen Ländern heißt er eben so. 16. von dieser Stelle aus wird organisiert und gesteuert. Egal ob Partei oder Bank. 17. wenn alle reißen, tritt wirklich ein Notfall ein 19. ist in Island auf allen Autos zu lesen 21. in jeder Eidechse zu entdecken 22. die Sau wird geschlachtet. Das Fleisch wird eingesalzen. Und dort wird es geräuchert. 23. okay, spricht die Italienerin 24. sich sie verdienen bedeutet: Man muss erst Erfolge erringen (hier nur eine, dies eigentlich nicht gibt) 26. Anton Webers Initialen 27. ziemlich verkehrt und ziemlich verkleinert dieses Fleisch für das Faschierte 29. über sie sollte man nur Gutes reden, sagt das Sprichwort 31. die Fotografin Modotti und die amerikanische Sängerin Turner tragen denselben Vornamen 32. in this room kannst du ein Bad nehmen 34. benimmt man sich wie diese Raubtiere, dann stürzt man sich ganz wild auf etwas 37. sozusagen ein Teilziel 39. einfarbig und ganz und gar nicht gemustert 40. schon Hegel meinte: Leidenschaftliche Liebe und sie sind zweierlei 42. nur kurz: rasch zum Nachbarn (wenn etwas fehlt) 43. dieser PKW zählt zu den Statussymbolen – egal ob mit oder ohne ChauffeurIn 46. bin fort, aber nur kurz 48. trägt der Hund vorschriftgemäß einen Maulkorb, kann er vermieden werden 51. Teil jeder Analyse 52. steht für Ried im Innkreis auf der Nummerntafel 53. ist wie ein BH. Nur länger. Immer trägerlos. Fühlt sich meist einengend an. 54. Clara (ist heute) ernst, fast traurig – aber nur kurz 56. Gemeinsamkeit von Ingobert oder Ingobald 58. sich ohne Schwierigkeiten mit etwas verbindend 61. findest du auf einer österreichischen Zwei-Cent-Münze und auch auf steinigen Wiesen 63. kühne Reiterin reitet auch Turniere 65. ein Filou ist ein schlauer und raffinierter Spitzbube – hier geschrieben wie gesprochen 66. im Norden Deutschlands heißen die Krapfen so. Aber mit Pfannkuchen haben sie eher nichts zu tun. Oder? 67. eine geheime Zahl. Muss man sich für alle möglichen Login-Versuche merken. 68. muss man geben, wenn man sich beeilen will 69. in der Drehscheibe des Rades werden die Speichen befestigt 70. so daneben ist auch vorbei. Punkt.

SENKRECHT: 1. nach bestandener Prüfung erhält der Geselle eine Urkunde 2. nur kurz ist dieses Namenszeichen 3. die SPÖ ist eine. Die ÖVP auch. Auch die Grünen. Aber so aufsteigend wie hier ist keine dieser dreien. 4. im Westen unseres Landes ziemlich beliebte Tageszeitung 5. und jetzt dasselbe noch einmal, aber in einem noch westlicherem Bundesland 6. politische Witze in ehemals sozialistischen Ländern begannen oft mit : «Anfrage an Radio…!» Und die Antwort lautete ebenfalls oft: «Im Prinzip ja!» 7. guter Wiener Fleischhauer verkauft nicht nur Fleisch, sondern auch Menüs in seinen vielen Filialen 8. beginnende Pleiten 9. den Felgeaufschwung absolviert man an diesem Turngerät 10. ein Autor setzt sich darin mit einem bestimmten Thema auseinander. Muss nicht wissenschaftlich sein. Aber nachvollziehbar! 11. Irländerin, abg. 12. abbrev. for Diplom of the Imperial College 13. FreundInnen sind solche, wenn sie auch in schwierigen Zeiten beistehen. Und solche kann man meist an einer Hand abzählen. 14. Neunkirchen am Auto 15. Nicht nur in der Sonntagskrone gibt es immer einen. Und wie viele Punkte hast du letztens erreicht? Typ A oder B oder C? 18. ein Riese ist ein Tausender. Dreitausend sind dann mehrere davon. 19. überklug und scharfsinnig 20. ziemlich scharfsinnig, wenn wirs positiv formulieren. Etwas pingelig andersrum. 25. endloses Onanieren – auch nicht gesund! 28. sowohl in Polen als auch in Russland heißt das Brot so 30. russischer Fluss fließt bei gleichnamiger Hafenstadt in die gleichnamige Bucht des Weißen Meeres 32. Name steht für großartige Klavierbaukunst 33. liegt vor der Insel Rügen in der Ostsee 35. mit Grauen verbundener Schrecken 36. nie ins Wasser (ohne sich vorher abzukühlen), (auch nicht) kurz 38. ein Tritt dorthin ist für Männer wahrlich schmerzhaft 41. trägt man heute, um sich vor Kopfverletzungen zu schützen 44. steht für Nickel 45. Name wird für das A beim Buchstabieren verwendet 47. kleine Geldspende wird nicht nur in betrügerischer Absicht entrichtet 49. abbrev. for Universal Time 50. beginnendes Nieseln 55. Pendant zur Fauna 57. die Lage geriet silbenmäßig verkehrt 58. das Ende vom Urknall 59. nicht nur in der Besatzungszeit hieß der Amerikaner so 60. und am Land wird der Josef so gerufen 62. die Schweizerischen Bundesbahnen 64. Fluss gab westlicher Landeshauptstadt ihren Namen

Lösung Nr. 294:
RETTUNGSWAGEN

Die Gewinnerin:
Sissi SCHÖNWEIZ
4710 TOLLET

PREISRÄTSEL

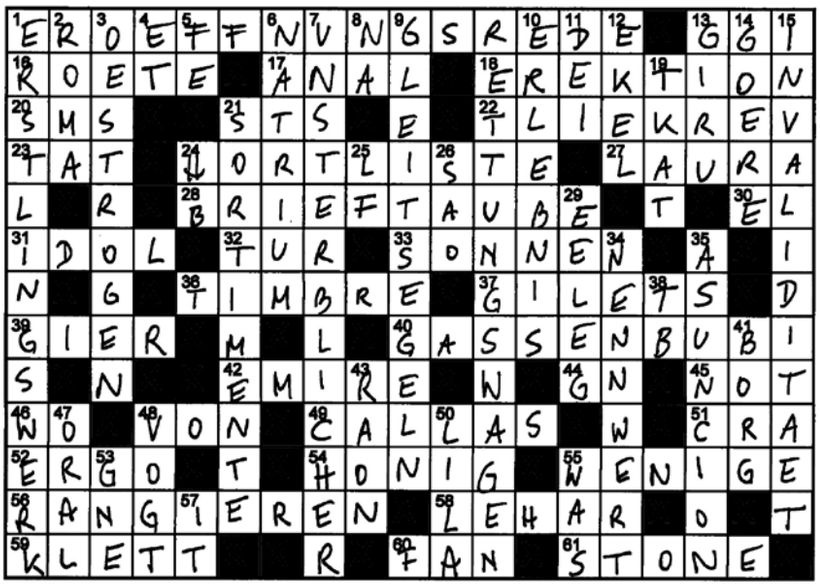
Einsendungen (müssen bis 13. 04. 11 eingelangt sein) an:
AUGUSTIN, Reinprechtsdorfer Straße 31, 1050 WIEN

Name:

Adresse:

PLZ.: Ort:

KREUZ & WORT LÖSUNG FÜR HEFT 294



Gratis-Kleinanzeigen: Fax: (01) 54 55 133-30, E-Mail: kleinanzeigen@augustin.or.at oder per Post

KLEINANZEIGEN

Hilfe bei der Diplomarbeit gesucht? Erfahrener Coach bietet umfassende Unterstützung. Info: www.schreiberfolg.at

Augustinverkäufer Peter sucht gebrauchten Spielcomputer, gebrauchten Schmuck, DVDs, Videos, Musikkasetten, CDs und Elektrogeräte. Bitte gratis! Tel.: 0676/733 23 50

Augustinverkäufer sucht sehr dringend 1 (Herren-)Mountain- oder Citybike. Wenn möglich gratis oder sehr billig. Tel.: 0664 942 91 68

Einsamer 30-jähriger Mann sucht eine einsame Frau zwischen 18 und 50 Jahren zwecks Zweierbeziehung. Date bei mir in der Wohnung im 15. Bezirk mit Kaffee, Roulade und guter Musik. Bin mollig und sehr lieb. Tel.: 0676 733 23 50

Kleiderflohmarkt Haus St. Josef, Tageszentrum, Lacknergasse 98, 1180 Wien. Tel.: (01) 479 23 94. Freitag, 8. April 2011, 15-17 Uhr

Bücherspenden für Sozialflohmarkt zugunsten der Gruft gesucht! 0676 644 86 86, www.sozialflohmarkt.org

Augustinverkäufer bietet Hilfe bei Gartenarbeiten, Malerarbeiten oder anderen Hilfsarbeiten. Tel.: 0664 942 91 68

Spanisch: Muttersprache. Deutsch, Englisch. Jedes Alter, auch Wirtschafts-, medizinisches und juristisches Spanisch. Erfolgreiche neue Methode, einfach, intensiv und schnell. Günstig. Viel Geduld und Erfahrung. Hausbesuche möglich. Tel: (01) 368 01 47; 0 676 592 14 86; 0 680 120 45 64

Augustinverkäufer bietet günstig an: Ausmalen, Spachteln, Laminat-, Fliesenverlegungen, Alte-Türen- und Fensterenovierungen, kleine Reparaturen sowie Gartenarbeiten. Tel.: 0 676 394 51 27

Flohmarkt zugunsten des Vinzibett, Notschlafstelle f. obdachlose Menschen am 16. April 2011, 10–17 Uhr, 17. Bez., Ottakringer Str. 20. Wir bieten: viele gute Bücher, Schallplatten, CDs, Osterware, Krimskrams, Elektrogeräte … Der Erlös kommt ausschließlich dem Haus und seinen Gästen zugute!

Ich heiße Bello, bin ein Labrador und 5 Jahre alt. Bin gechipt und geimpft. Ich suche dringend ein neues gutes Zuhause, da mich mein junges Frauchen für immer Richtung Himmel verlassen hat. Ich bin gut erzogen und stubenrein, kann auch alleine bleiben. Mit Rüden hab ich leider ein bisschen ein Problem. Bitte gebt mir ein gutes Zuhause, wo mich die Mama von meinem früheren Frauchen besuchen kann, da es ihr nicht leicht fällt, mich hergeben zu müssen. Sie weiß, dass ich der Liebling von ihrer Tochter war und, wenn sie mich ansieht, muss sie sofort weinen; sie hat mich auch vor 5 Jahren gekauft. Tel.: 0680 326 58 04

TrägerInnen des **F13** T-Shirts helfen, eine Idee auszutragen: Jeder „Unglückstag" wird zu einem **Feiertag für alle** verwandelt, die sonst wenig zu feiern haben, zu einem Aktionstag für die Rechte aller Diskriminierten und „Untauglichen".
Nächster F13: 13. Mai

NEUE F13 T-SHIRTS:
SCHWARZE KATZEN FÜR DIE GRAUE STADT
www.f13.at

Männer-T-Shirts NEU!
Größen: S, M, L, XL, XXL
Farben: Schwarz, Rot, Blau, Grün und Dunkelgrau

Frauen-T-Shirts NEU!
Größen: S, M, L, XL
Farben: Schwarz, Rot, Blau, Grün und Dunkelgrau

Spende: EUR 13,– plus EUR 2,– Versandspesen

Sommerliches Camp mit dem Unterrichtswerkzeug der Musik

Raus aus dem Background!

Ein Einstiegs- und Weiterbildungsangebot in Sachen Musik macht das Girls Rock Camp NÖ. Im Wiener Neustädter Jugend- und Kulturhaus Triebwerk wird im Sommer, nun zum zweiten Mal in Österreich nach Graz im Jahr zuvor, die aus den USA importierte Idee des Girls Rock Camp weiter(vor)getragen. «Allem voran steht dabei die Mission, Mädchen und junge Frauen durch das Unterrichtswerkzeug der Musik und den Prinzipien des non-formalen Lernens zu empowern», heißt es in der Selbstbeschreibung dieses weltweiten Netzwerkes. Die angebotenen Workshops beschränken sich nicht aufs Musikgenerieren, sondern behandeln auch theoretische Themenkomplexe wie «Geschlechterverhältnisse und Pop» oder «Bandbooking und -management».

Das Camp richtet sich an alle Mädchen im Alter von 16 bis 21 Jahren und an jene Menschen, die sich als solche verstehen bzw. wahrnehmen, wie von Veranstalterinnenseite ausdrücklich hingewiesen wird – m. a. w. ein sehr fortschrittlicher Zugang, der das traditionelle Mann-Frau-Schema zu überwinden versucht.

Für die Erziehungsberechtigten der potentiellen Teilnehmerinnen noch zwei mitunter wesentliche Aspekte. Zunächst die Kosten: Die Höhe des Teilnahmebeitrags (inkl. Verpflegung und Übernachtung) kann nach eigenem Ermessen im Bereich € 90–120 (ohne Übernachtung) und € 120–150 (inkl. Übernachtung) festgelegt werden. Vergünstigte Teilnahmegebühren sind dabei aber nach individueller Absprache auch möglich.

Popularkultur von der anderen Seite betrachtet

Und schließlich noch zur Frage, wem die (angehenden) Künstlerinnen anvertraut werden. Die Organisatorinnen kommen aus der Riot-Grrrl- und Ladyfest-Bewegung und aus dem Kontext des feministischen, popkulturellen Magazin «fiber». Es gibt wohl kaum bessere Referenzen!

reisch

I N F O

15.–20. 8. 2011 im Triebwerk, Wiener Neustadt. Anmeldung bis 31. 5. auf www.girlsrock.at oder telefonisch unter: 0650 18 10 16 35. Informationsabend für Eltern und Teilnehmende am 23. 4. im Triebwerk – inkl. Konzerte von «reizend» und «mayr» bei freiem Eintritt.

Erfolgreiche Kulturarbeit wird in Wien nicht belohnt

«Offenbar zu schnell gewachsen»

Erst vor wenigen Wochen ließ Friedl Preisl, der Intendant des Akkordeonfestivals, im Gespräch mit dem Augustin kein gutes Haar an der MA 7, der Kulturabteilung der Stadt Wien. Grund dafür war die Kürzung der Förderung des veranstaltenden Vereins um 10.000 Euro im Vergleich zum Jahr zuvor.

Noch viel ernster ist die aktuelle Situation des Kurzfilmfestivals Vienna Independent Shorts (VIS). Mit dem Rückzug des Hauptsponsors, eines Elektronikkonzerns, steht dieses prosperierende Filmfestival vor dem Aus. Die Ausgabe Ende Mai 2011 kann noch über die Bühne gebracht werden, doch für das Jahr 2012 drohen die Lichter zu erlöschen, sollte die Stadtgemeinde ignorant bleiben und die Subvention nicht in eine seriöse Höhe hochschrauben. «Internationale Festivals in unserer Größenordnung verfügen durchschnittlich über ein Budget von rund 200.000 Euro», so Daniel Ebner, künstlerischer Koordinator des Festivals. Im Vergleich dazu: Die VIS müssen heuer mit 72.000 Euro das Auslangen finden.

Kurioserweise scheinen die VIS zu erfolgreich zu verlaufen. Die Basisförderung hält nicht Schritt mit dem großen Publikumserfolg und dem großen Anklang bei den Kurzfilmschaffenden. 2009 wurden 3500 BesucherInnen gezählt, letztes Jahr waren es bereits 5500 und heuer werden 7000 erwartet. Mehr als verdoppelt hat sich innerhalb der letzten beiden Jahre die Anzahl der Filmeinreichungen, doch die Basisförderung wurde im Vergleichszeitraum nur gering angehoben – seit 2010 stagniert sie sogar: 2009 steuerte der Bund 7000 Euro bei, 2010 und 2011 jeweils 11.000 Euro; die Stadt ließ vor zwei Jahren 20.000 Euro locker, 2010 und 2011 jeweils 25.000 Euro.

Im Grunde handelt es sich hier um lächerliche Beträge im Rahmen einer Kulturförderung. Und ziert sich die Stadtgemeinde weiterhin mit einer respektvollen Anhebung der Basisförderung, käme das einer Abstrafung für erfolgreiche Kulturarbeit gleich. «Klein angefangen und offenbar zu schnell gewachsen», lauten Daniel Ebners ernüchternde Worte. Friedl Preisl kann ein Lied davon singen, aber wie lange noch mit Akkordeonbegleitung?

reisch

www.viennashorts.com

B I B L I O T I C K

Bilder aus Worten

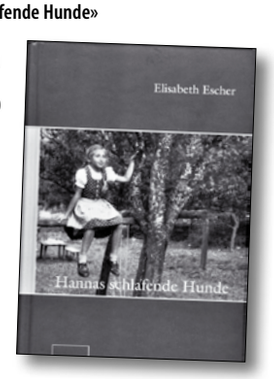
Elisabeth Escher verwebt gekonnt die Geschichte dreier Frauen aus drei Generationen: von der NS-Zeit bis hin zur Gegenwart und den immer noch währenden rassistischen Zügen der Gesellschaft. Hanna, die Protagonistin, sucht während ihrer Entwicklung vom kleinen Mädchen zur erwachsenen Frau hartnäckig nach den Hintergründen der Erblindung der Großmutter und der Verschwiegenheit der Mutter. Die besondere Verbindung zwischen Großmutter und Enkelin beginnt mit dem Tag, an dem Hanna sprechen und somit auch das Sehen für ihre Großmutter erlernt. Mit ihren Worten zeichnet sie der Blinden Bilder ihrer Umgebung und es scheint, als ob nichts zwischen ihnen stehen würde. Doch über das «Damals» wird geschwiegen. Darüber, dass Mutter und Großmutter, sozusagen arisiert durch Heirat und Adoption und dem damit verbundenen «deutschen» Namen, unentdeckt, aber unterdrückt von Mitwissenden überlebten. Mit der Zeit jedoch gelingt es Hanna, diese schlafenden Hunde nach und nach zu wecken und die Vergangenheit kennenzulernen.

Die «Hunde» finden sich auch in einer vermeintlichen Nebenhandlung wieder, in der es sich um Hannas besten Freund aus Kindertagen dreht. Gezeichnet von den Misshandlungen des Vaters und der hilflosen Ignoranz der Mutter, entwickelt sich der einst lebensfrohe Junge zu einem verlogenen Junkie. Hanna muss jedoch auch erkennen, dass die Vergangenheit längere Schatten wirft, als sie angenommen hätte, denn in ihrem Berufsleben als Lehrerin erkennt sie die Gefahr der schlafenden Hunde auch in der Gegenwart wieder.

«Hannas schlafende Hunde» ist ein fesselndes und berührendes Buch, aber es hat nicht sein ganzes Potential ausgeschöpft, da ich gerne auf noch mehr «geweckte Hunde» gestoßen wäre. Obwohl ich zugeben muss, mehr oder weniger frisch aus der Schule entsprungen und dem ganzen Thema schon ein wenig überdrüssig zu sein, hat mich dieser Roman keine Zeile lang gelangweilt und mir einen Einblick abseits des Schulwissens gegeben. Eine kleine Kritik noch: Die kurzen Gedichte am Anfang jedes Kapitels sind überflüssig, aber wenn man es so macht wie ich und sie einfach charmant ignoriert, stören sie gar nicht.

HH

Elisabeth Escher: «Hannas schlafende Hunde» Edition Tandem, Salzburg 2010 144 S., € 18,50



AUFG'LEGT

Erdgas
«Elektronik für Praxis und Hobby» *(CD)*
Monkey
www.erdgasmusik.com

Es steht zwar «Erdgas» darauf, aber es ist Fadgas drin. Ein klassischer Fall von Auf-den-Leim-gegangen-Sein. Der Name «Erdgas» des von Mario Wienerroither und Andreas Aigner gebildeten Duos ließ noch eine Mischung aus kompromisslosem Industrial-Sound und gediegener Fitze-Fatze-Knisterei erhoffen, doch gleich die erste Nummer – «Menthol» – ist eine pure Enttäuschung: Da ist jemand beim Versuch, auf den Retro-Elektro-Zug aufzuspringen grandios gescheitert. Was die Musiker, hauptsächlich im Bereich Sounddesign für die Werbe- und Filmindustrie tätig, vermutlich cool und witzig finden, auf Casioorgel und ihre quakenden Klänge zurückzugreifen, nervt von der ersten Minute an. Um eine vermeintliche Vielfältigkeit zu demonstrieren, wird in Bereiche wie Minimal-Techno, Elektrotrash oder Schmusepop vorgedrungen, aber «Erdgas» bleibt immer auf halbem Wege stecken. Und je intensiver analoges Instrumentarium in digitaler Nachahmung zum Einsatz kommt, desto peinlicher wird es – höre: «Knusperhaus delight». Unweigerlich formt sich ein infantiler Gedanke: das «Knusperhaus» mit Erdgas befüllen und in die Luft jagen …

the who the what the yeah
«Nervöse Welt» *(CD/LP/Download)*
Konkord
www.twtwty.com

Wir schreiben das Jahr 2011 und Indierock ist noch nicht mausetot! Mist! Staunend entnehme ich dem Pressetext, dass es sich bei «the who the what the yeah» um eine Wiener Indierockband (!) handle. Wer traut sich noch dieses Etikett verwenden, das im Grunde nichts anderes mehr bedeuten kann als «Ware abgelaufen».

Und kaum zu glauben, «twtwty» gehören wirklich noch dieser Spezies an, die sich dadurch auszeichnet, dass die Großelterngeneration die «Rockmusik» ihrer Enkel gerade noch tolerieren kann und die DeutschlehrerInnen noch sagen können, eine kreative Schreibader zu besitzen, die eigenständiges Denken zum Ausdruck bringt: «Ich will meinen Rhythmus selbst kontrollieren / nicht nach euren Regeln funktionieren.» Sehr tüchtig, aber bitte vor dem dritten Album erwachsen werden und in den Kalender schauen, um zu sehen, welches Jahr gerade geschrieben wird.

reisch

Qual der Wahl beim zwölften ARBOS-Gehörlosentheater-Festival

Künstler an die Macht!

Der Tag, an dem es für den Großteil der Medien selbstverständlich ist, dass das Gehörlosentheaterfestival zu den beachtenswertesten kulturellen Ereignissen Wiens zählt und dass also die Berichte darüber in den Kulturteil und nicht in die Ecke der karitativen und therapeutischen Initiativen gehören – dieser Tag wird kommen. Es wird ein Tag sein, an dem Rollstuhlfahrer absichtslos auf der Kärntner Straße flanieren, an dem Hörende mühelos sich in die Kommunikation Gehörloser einklinken, weil sie die Gebärdensprache als Fremdsprache gelernt haben, an dem Kleinwüchsige weder in den schicken Cafés der Bobos noch in den Tschocherln der Prolos mit verstohlenen Blicken taxiert werden.

Foto: ARBOS

Es wird der Tag kommen, an dem Hörende mühelos sich in die Kommunikation Gehörloser einklinken, weil sie die Gebärden- als Fremdsprache gelernt haben

Diesen Tag werden viele von uns nicht erleben, aber wir können ihn imaginieren, am besten bei den Veranstaltungen des 12. Internationalen ARBOS-Gehörlosentheaterfestivals. Einmal mehr haben Herbert Gantschacher, Horst Dittrich, Karl-Heinz Jäger u. a. dafür gesorgt, dass die «Qual der Wahl» ihre sprichwörtliche Relevanz behält: Zwischen dem 8. und dem 17. April wird so viel geboten, dass der Veranstalterverein «ARBOS – Gesellschaft für Musik und Theater» ein 40-seitiges Programmheft füllen kann.

Die internationale Koproduktion «Die Kunst des Krieges» (12. April, Tanzatelier Wien) ung'schaut als einen der Höhepunkte zu empfehlen, ist wenig riskant. Ramesh Meyyapan aus Singapur, der das Stück auf der Basis von Werken Machiavellis und des chinesischen Generals Sunzi (5. Jahrhundert) schuf, ist der Star der Gehörlosentheaterszene. In gemeinsamer Arbeit mit dem Liverpooler Schauspieler Carl Anthony und dem ungarischen Musiker Theodor Burkali ist eine komödienhafte Form der Auseinandersetzung mit den beiden historischen Texten zur Kriegsstrategie entstanden: Es geht darum, mit welchen Strategien Männer ihre Dominanz zu bewahren versuchen. Burkali, der in Salzburg lebt, zählt übrigens zu den wenigen Musikern und Komponisten, die sich Gedanken machen, wie Musik für Gehörlose zu gestalten ist.

Auch «Unsichtbares Theater» wird gern aus dem Spektrum des Künstlerischen ausgegrenzt – wie die Kunst von Menschen mit Behinderungen. Während dieses dem sozialen Eck zugeteilt wird, sieht sich jenes eher als Form der Pädagogik oder der politischen Agitation denn als eigenständige Theaterform kategorisiert. Beim «Unsichtbaren Theater» wird der öffentliche Raum zur «Bühne», dessen zufällige BenützerInnen zunächst nicht wissen können, dass sie das Publikum eines durchinszenierten Ereignisses darstellen.

Markus Rupert und Horst Dittrich ziehen während des Theaterfestivals täglich zwischen zehn und zwölf Uhr von Station zu Station, und zwar auf allen U-Bahn-Linien. Sie machen die Zone vor den Entwerterautomaten zum überraschenden Bühnenraum. «Künstler an die Macht!»: Ein Manifest der avantgardistischen deutschen Künstlergruppe der Novembristen aus dem Jahr 1918 bildet den Ausgangspunkt dieses Experiments der Aufhebung des Bühne-Publikum-Gefälles. Aus der Perspektive Wiens, Münchens oder Berlins war die Bewegung des 18er-Jahres die einzige, die eine realistische Chance hatte, die politischen und sozialen Machtverhältnisse völlig auf den Kopf zu stellen. Das ist den AkteurInnen von damals nicht gelungen. Aber wer weiß schon, wie frei und gleichberechtigt die Gehörlosen wären, wenn's gelungen wäre.

R. S.

INFO

Gesamtprogramm: www.arbos.at
Kontakt: arbos@knopp.at
oder: 0664 79 36 915
Die Abendveranstaltungen finden in der Regel im Tanzatelier Wien, 1070, Neustiftgasse 38 statt.

Musikarbeiter unterwegs … zum Recordbag, Tonträgernahversorger und mehr

Des geht si nie aus!

Anfang Dezember 2004 sperrte das Recordbag auf, als im Musikbusiness das Wort «Krise» um sich griff. Im verflixten 7. Jahr des Bestehens ist das Geschäft bestens positioniert durch Engagement und Repertoire-Sicherheit.

Was wäre eigentlich gewesen, wenn nicht englische ReporterInnen den wunderbaren Ernst Strasser – «wunderbar», weil anhand seines Beispiels endgültig überdeutlich sichtbar ist, was in der Regierungs-ÖVP wenigstens zu Zeiten von Schwarz-Blau als Grundhaltung immanent gewesen sein muss, nämlich Abzocken, Ausbeuten und persönliches Bereichern ohne Rücksicht auf Verluste anderer und/oder der Republik – «aufgedeckt» hätte? Jahrzehntelange Bereicherung, dann Spitzenpension, Verdienstorden. Schließlich, nachdem er garantiert bis ins hohe Alter ein rüstiger und umtriebiger, allzeit smarter «Checker» gewesen wäre, von dem andererseits niemand so genau gewusst hätte, was er eigentlich wirklich tut (was hierzulande allerdings noch nie irgendjemand weiter gestört hat), von eigener Partei und «Opposition» mit huldvoll geheuchelten Respektsbezeugungen ins Ehrengrab der Republik gebettet. Ein wahrlich großer Sohn eines kleinen Landes! Vielleicht auch ein Anstoß für einen Alternativweltroman, in dem Österreich eben nicht in der eisernen Umklammerung von Raiffeisen, ÖVP und der co-abhängigen SPÖ ist? Für den Anfang bastle ich mit dem Buben die Ernst-Strasser-Supertyp-Medaille, die verliehen wird für besondere Verdienste um die Definition des Wortes «Eigennutz». Die ersten vier Stück schicken wir an Atomschüssel und KHG, ein Stück in Reserve für die jeweilige Unschuldsvermutung dieser honorigen Persönlichkeiten, die sind eh schon ein bisschen blass, da wirkt so eine bunte Medaille oft Wunder.

Gelegenheit macht ein Geschäft auf

Sylvia Benedikter und Andreas Voller, die beiden Menschen hinter der Verkaufstheke des Recordbag im siebten Bezirk, unweit von Neubaugasse und Mariahilfer Straße gelegen, stehen den bisher in dieser Miniserie über Musiknahversorger vorgestellten GeschäftsbetreiberInnen in Sachen Musikdurchdrungenheit der eigenen Biographien in nichts nach. Die beiden, auch privat ein Paar, werkten unter anderem gemeinsam im Virgin Megastore – Andi sperrte als dessen Chefeinkäufer jenen auf der Mariahilfer Straße sogar höchstpersönlich zu, Sylvia arbeitete außerdem bei Sony und der Musica. Als sie, zu einer Zeit, als es hierzulande noch Plattenfirmen gab, beim Plattenfirmenpersonalroulette (eine überschaubare Zahl von Menschen tauchte bei einer überschaubaren Zahl von Firmen in einer überschaubaren Zahl von Jobs auf) übrig blieb, begann sie nach Geschäftslokalen Ausschau zu halten. In einem Kaffeehaus wurde mit den Worten «des geht si nie aus» das Recordbag besiegelt, das Konzept mit «Musik & Mehr» umrissen, und jetzt haben die beiden «halt das Geschäft statt der Dachgeschosswohnung».

Foto: Mario Lang

Die Recordbags im Recordbag

Die Finanzierung – das Geschäftslokal in der Kollergerngasse musste komplett saniert und adaptiert werden – war durch eine Erbschaft gesichert, bis heute trägt das Geschäft wirtschaftlich seine beiden BetreiberInnen nicht komplett; Andi Voller bleibt beim Tonträgervertrieb Hoanzl der Branche treu. Im Laden selbst finden Stamm- und Gelegenheitskunden (die Lage!) eine breite Palette von Musik, auf CDs und ständig wachsend auf Vinyl, die sich geschmacksicher im breiten Indie-Pop-Rock-Spektrum verorten lässt. Weil aus Platzgründen ohnehin nur an der Oberfläche gekratzt werden könnte, bleiben Hip-Hop oder Elektronik außen vor, dafür leistet sich das Recordbag den Luxus etwa «92 % des Backkatalogs von Element Of Crime lagernd zu haben». Zusätzlich gibt es DVDs, einiges an musikaffiner Bekleidung (das beste Clash-T-Shirt der Welt allerdings nur in für mich unerreichbaren Größen, äh, Kleinen), Textillien, stylish Accessoires (das Clash-Schnapsglas ist groß genug!) und andere Essentials für Menschen, denen Musik wirklich Lebensmittel(-Punkt) ist, wie etwa einen Ramones-Barhocker.

Wichtig ist dem Paar auch das lokale Repertoire, so gibt es hier einiges an österreichischer Musik zu entdecken, zum Teil verloren geglaubten Backkatalog. Die Homepage funktioniert als Schaufenster – «auf der Website habt ihr das drinnen» –, und so wie das Substance seinen Kunden hat, der Klassik bestellt, wird hier gerne einem Nachbarn Schlagermusik bestellt. Musik wird im Recordbag so geliebt, dass sie sich über solche andere Liebe niemals erhaben fühlt. Mit Anekdoten wie der vom jungen Musikfan, der von Franz Ferdinand angejunkt die Frage stellt: «Wie san denn jetzt die Gang Of Four» oder vom Vater, der seinem Sohn fast flehentlich nahelegt sich doch auf ein T-Shirt einladen zu lassen, klingt die kleine Ladenkunde aus. Eine super Gelegenheit, sich Recordbag, Substance, Rave Up und Teuchtler einmal persönlich zu erschließen: Samstag, der 16. April, Recordstore Day!

Rainer Krispel

I N F O

Recordbag
Kollergerngasse 4, 1060 Wien
Mo.–Fr., 10–19 Uhr, Sa., 10–18 Uhr
www.recordbag.at
Live am Recordstore Day ab 15 Uhr:
Diver / Christian Wirlitsch / Freud

World-Music ist vielen fremd. In der Stadt leben viele Fremde. Ergo: Die fremde Musik ist die Musik der Fremden!

Auswege aus dem Migrantenstadl

Es gibt hunderte Gründe, gute World-Music zu fördern. *Dass diese das Selbstverständnis hier lebender Migrantengruppen repräsentieren würde, gehört mit Sicherheit nicht dazu. Eine Infragestellung.*

In ihrem Kampf um mehr Förderung von World-Music aus öffentlicher Hand bedienen sich verdienstvolle Veranstalter seit Jahren dieses Arguments, das ich für grundfalsch und aus Gründen, die ich hier darlegen will, bedenklich halte. Nach langjähriger Tätigkeit als Musikjournalist und Veranstalter setze ich mich unweigerlich dem Vorwurf aus, Kollegen in den Rücken zu fallen und der öffentlichen Hand Argumente dafür zuzustecken, sich jenen zu verschließen. Als Entschädigung dafür will ich in der nächsten Augustin-Ausgabe Lösungen anbieten.

Das Narrativ vieler World-Music-Promoter lautet folgendermaßen: Eine diskriminierende Hegemonialgesellschaft auf der einen, amerikanisierte Einheitskultur auf der anderen Seite schließen das Besondere, das Andere, das Fremde aus oder zwingen es zur Assimilation. Mit der Förderung kultureller Vielfalt posieren die Veranstalter, die ich liebevoll die *Weißen Onkelz* nennen will, als subversive Kräfte und Anwälte der Benachteiligten. Somit vorweg gleich die arbeitshypothetische Provokation: Warum schunkeln dann zu den von uns veranstalteten Konzerten vorwiegend einheimische Bildungsbürger über 40 mit?

Die Konflikte zwischen Zugewanderten der siebenten Generation (so genannten *Alt-Österreichern*) und der ersten bis vierten sind Konflikte rechtlicher, sozialer, ökonomischer, aber auch kultureller Natur. Doch bei den kulturellen Konflikten empfiehlt es sich, genauer hinzuschauen, ob sich Erstere nicht etwa nur symbolisch auf kultureller Ebene manifestieren. Denn die rechten und konservativen Vereinfacher auf beiden Seiten tun alles, um die Komplexität dieser Konflikte hinter Werte- und Mentalitätsantagonismen verschwinden zu lassen. Es funktioniert komplementär: Die Rechten rufen den *Kampf der Kulturen* aus, die Konservativen der Zuwanderer-Communitys fühlen sich endlich verstanden, und plötzlich ist der ganze Rattenschwanz an Friktionen, Widersprüchen und Ambivalenzen auf Kopftuch, Islam und Hammelgrillen im Hinterhof reduziert. Das Peinliche daran: Wir *Weißen Onkelz* fallen oft darauf herein, weil wir ja seit unserer alternativen Prägung fremde Kulturen gern haben und jeder von ihnen am liebsten ein Bussi geben wollen.

Aber Migranten brauchen weder die tausendste Schwundstufe von *Nathan dem Weisen*, der kulturelle Toleranz predigt, noch Kindergartentanten, die ihre Gruppen statt einer fünf überflüssige Nationalhymnen absingen lassen. Kultur, sagte der französische Ethnologe Maurice Godelier, erklärt nichts, sie ist das zu Erklärende. Und vergessen wir nicht: Auch Harald Vilimsky kann zu Bollywood-Filmen weinen.

Das erste Argument: Auch Indianer haben verschiedene Geschmäcker

Die migrantische Bevölkerung in Österreich besteht zur überwiegenden Mehrheit aus Arbeitsmigranten, welche die Unterschichten des Landes aufstockten, aus denen ihnen der Aufstieg durch viele fiese strukturelle Hürden verwehrt ist. Auf die himmelschreiende Niedertracht, sie gleichzeitig von Bildung und Integration fernzuhalten und ihnen dann Bildungsferne und Integrationsunfähigkeit vorzuwerfen, braucht hier nicht näher eingegangen werden. Auch nicht auf eine überfällige Kritik des Integrationsbegriffs.

Es mag traurig sein, aber es ist wahr: Die migrantischen Unterschichten interessieren sich zumeist weder für betuliche Rekonstruktionen ihrer einstigen Volksmusik noch für die ethnomusikalischen Experimente der Intellektuellen. Oft wird diese Musik nicht einmal in Ansätzen als vertraut empfunden. Ein mazedonischer Rom zum Beispiel fragte mich bei der Interpretation eines mazedonischen Liedes durch eine österreichische Band, ob das irisch sei. Einheimische und zugewanderte Unterschichten sind sich im Musikgeschmack auch ähnlicher als beide dem jeweiligen Mittelstand ihrer angeblichen Communitys. So wie jede gestandene Floridsdorfer Geburtstagsfeier die *White Stars* den *Strottern* vorziehen würde, pfiffe die türkische Hochzeitsgesellschaft *Nim Sofyan* schon nach dem zweiten Lied aus dem Saal, damit der Synthesizer endlich seine Terrorherrschaft fortsetzen kann. Was uns als Unterschied zu unserer angeblichen Kultur auffällt, wird als das Wesen der angeblich fremden Kultur verallgemeinert. Der Inder aber, der Hansi Hinterseer und Schuberts *Deutsche Tänze* als Ausdruck einer Musikkultur empfände, wäre sich unseres Spottes oder zumindest Unverständnisses sicher.

Tausende Ausnahmen gibt es, na klar. Hier lebende Afrikaner, gleich welcher sozialer Schicht, mögen sich durch afrikanisches Musikangebot angesprochen fühlen, zumal das Interesse des ghanesischen Flüchtlings für die malinesische Sängerin und damit eine panafrikanische Identität sich erst aufgrund des sowohl homogenisierenden als auch diskriminierenden Blicks seiner ungastlichen Gastgesellschaft geformt haben mag. Ein anderes Beispiel: Die größte Opportunistenschlampe des Balkans, Goran Bregović, schafft es schlauerweise mit seiner seichten Brachialmusik, sowohl die nationalistischen Turbofolk-Fans als auch die Underground-Intellektuellen und gediegene Multi-Kulti-Gourmets einzuseifen. Dafür darf er auch im Konzerthaus spielen. Ihn braucht man also nicht zu fördern, das hat bereits H.-C. Strache getan, als er ihn als prominenten Wahlhelfer zu einem Konzert ins Nachtwerk einlud.

Amüsant, aber auch ein bisschen abstoßend sind die Versuche «weißer» Mittelstandsintellektueller, aus ihrer gepflegten World-Music-Etage in die Niederungen des Ethnopop runterzusteigen, um sich dem authentischen kulturellen Ausdruck der *plain people* anzubiedern und dann aus antirassistischen Gründen eine grässliche Musik zu fördern, deren Produzenten Millionenumsätze machen und die einem zutiefst rassistischen Milieu entspringt, einem Milieu, in dem Schwule und Lesben, FeministInnen, AntinationalistInnen, Andersdenkende, ja Denkende wenig zu lachen haben. Dass diesen verständlicherweise die Grausbirnen aufsteigen bei allem, was *ethnisch* genannt wird, und sie sich in einen von uns als amerikanische Einheitskultur verteufelten Kosmopolitismus flüchten, wird von uns nur zu oft als feige Kapitulation vor einem westlichen Assimilierungsdruck missverstanden. Unsere kulturellen Bemühungen gleichen nicht selten Überweisungen auf die Konten der Bollywood-Produzenten, um den Stolz anstatt der Rechte hier ausgebeuteter pakistanischer Zeitungskolporteure zu stärken.

Wie kommt man überhaupt auf die Idee, zu glauben, dass Konzerte oft grandioser World-Musiker mit ihrer dankenswerterweise eklektizistischen Kunstmusik die Kultur hier lebender Migranten repräsentiere? Die Antwort lässt sich nicht allein mit unserer Naivität erklären,

FOTO: MEHMET EMIR

Die *Weißen Onkelz*, wie unser Autor (selbstkritisch) die Manager der World-Music-Events nennt, hören meist nicht gerne, dass sie nur weißes Publikum bedienen

sie liegt in den Konzepten von den organischen Kulturen und Völkern, die trotz gegenteiliger Beteuerungen tief in unser Unbewusstes eingebrannt sind. Wenn wir zufällig mal denken, weisen wir dergleichen natürlich brüsk von uns, aber kaum wiegt der *Fado* oder *Rebetiko* unsere Vernunft wieder in den Schlaf, kommt es unweigerlich hoch. Dann passiert schon mal, dass wir uns fragen, wie die Araber eigentlich über dieses denken und was man in der jüdischen Community über jenes sagt. Und ein durchaus kluger Freund meinte einmal über eine Freundin von mir, sie sehe *ethnisch* aus, weil Kathi aus St. Pölten ihn irgendwie an Polinnen erinnerte, und ein anderer Bekannter meinte ebenso ironiefrei, ich verkehre in der *Ausländerszene*. (Wie er es allerdings fertigbrachte, als Bürger einer europäischen Großstadt in einer *Inländerszene* zu verkehren, ohne einer schlagenden Verbindung anzugehören, bleibt mir ein Rätsel). Ethnisch sind immer die anderen. Das Kurdische, oder nationaler: das Türkische, oder vager: das Orientalische sind Essenzen, an der jedes Mitglied einer als Abstammungsgemeinschaft abgestempelten Menschenart zwingend teilhabe. Wir suchen nicht nach dem Menschen, sondern nach dem Türkischen in ihm, fragen nie, wohin er geht, sondern nur, woher er kommt (damit wir wissen, wohin wir ihn im Bedarfsfall zurückschicken müssen: in die Kultur, welcher wir mehr Respekt zollen als ihm selbst, da wir konsequent diese mit jenem verwechseln).

Nehmen wir an, es gäbe eine beachtliche österreichische Arbeitsmigration nach China und auch so etwas wie eine rassistische Diskriminierung von uns Arbeitsplatzdieben und unnützen Essern dort: Solidarische, linksalternative Veranstalter aus dem Gastland fassen sich ein Herz und luchsen der Stadtregierung von Beijing tausende Yuan für österreichische Konzerte ab, um ein Zeichen zu setzen. Doch kein Österreicher kommt zum Solidaritätsfest; der Hackler nicht, weil statt Brunner & Brunner Roland Neuwirth auftritt, und der österreichische Architekt nicht, weil er sich dort statt des erhofften Friedrich-Cerha- oder Michael-Heltau-Konzerts *Attwenger* anhören müsste.

Unsere Gesellschaft wird als differenziert, pluralistisch und individualistisch empfunden, der Migrant hingegen als der ewige Indianer. Solch Fremdwahrnehmung begleitet die westliche Zivilisation seit ihren Anfängen. Schon in der Hippokrates zugeschriebenen Abhandlung «Über die Umwelt» wird behauptet, die Skythen und alle anderen Asiaten sähen einander sehr ähnlich, wohingegen die Griechen sich in Größe und Erscheinungsbild von Stadt zu Stadt stark unterschieden.

Der liebenswerte Rassismus der Antirassisten, welcher von Karl Marx nie exorziert werden konnte, weil er bei Karl May hängen geblieben ist, hat aber eine noch fiesere Dimension. Denn der fremde Indianer wird selbst zu einer austauschbaren Ware im Freizeit-, Wellness- und Identitätsmarkt instrumentalisiert. Wie oft spricht man von der fremden Kultur als Bereicherung. Immer wenn uns der Individualismus zu anstrengend wird, sehnen wir uns nach der eingebildeten Kollektivität der Migranten. Gerade wir Alternativen bzw. Ex-Alternativen mit unserem latenten oder manifesten Zivilisationshass verdonnern den Migranten zu ewigen mediterranen Familiengelagen im Freien, die er für uns zu veranstalten hat – der Migrant muss als Thai-Masseur unserer kulturellen Verspannungen und in Zeiten des Werteverlusts als Werteersatzteillager herhalten.

Richard Schuberth

Fortsetzung im nächsten Blatt: Das zweite Argument – nicht alle Indianer mögen Indianerkultur – sowie: «die Lösung».

Ziehe weiter, denn Verwesung macht nicht heiter: Beppo Beyerl schreibt unermüdlich

Panigl, Ägidi, Pinagl

Chartliste der negativen – deshalb von PatriotInnen nicht geteilten – Wien-Klischees: *Wien als Metropole des Raunzens; als Stadt der Normopathen – das sind Menschen, die sich krankhaft allen Normen unterwerfen, und seien diese noch so überholt; als Stadt ohne Gastfreundschaft, in der das Fremde hauptsächlich Störfaktor ist …*

Es wär' zu verzweifeln, erschöpfte sich «das Wienerische» in diesen drei Bildern. Eine Plauderei mit dem Autor Beppo Beyerl, und man versöhnt sich wieder mit dieser fürchterlichen Stadt. Er gehe davon aus, sagt Beyerl im Augustin-Gespräch, dass die ethnische Mischkulanz der Bevölkerung und der spezielle Schmäh die hervorstechendsten Eigentümlichkeiten Wiens seien. Er stellt uns sein neuestes Wien-Buch vor, das er gemeinsam mit Rudi Hieblinger schrieb: «Von der Paniglgasse in die Pinaglgasse». Man blättert und blättert … und merkt plötzlich, dass in den WienerInnen – verschüttet zwar, aber nicht irreversibel – etwas Subversives stecken muss.

Auf ihrer Wanderung vom Bobo-Wien (Paniglgasse, Wien 4) zum Prolo-Wien (Pinaglgasse, Wien 12) treffen die Autoren auf lebende und historische Verkörperungen des aus ihrer Sicht Liebens- und Bewahrenswerten. Auf lebende wie den Buchhändler Posch (siehe Seite 10), auf vergangene wie den aus Ungarn stammenden Margaretner Schneider Janos Libényi. Als dieser 1853 nach kurzem Prozess hingerichtet wurde, avancierte er sofort zum Hero eines Volksliedes: «Auf da Simmeringer Had hot's an Schneider vawaht / und es gschiecht eahm schon recht, warum sticht er so schlecht!» Der Vorwurf, dass er schlecht gestochen habe, bezieht sich immerhin auf das Scheitern seines Attentats auf den jungen Kaiser Franz Joseph. Der in der Strophe versteckte Imperativ, beim nächsten Mal solle der Schneider gefälligst genauer zielen, könnte durchaus als anarchistisch durchgehen – wenn er nur nicht so viel perfektionistischen Anspruch enthielte.

Auch zu einem Ort moderneren anarchistischen Handelns führen uns Beyerl und Hieblinger im Rahmen ihrer mäandrierenden Flanerie zwischen Panigl- und Pinaglgasse. Zur Ägidigasse, wo im heißen Sommer 1988 eine Hausbesetzung mit Polizeigewalt beendet wurde. Das Buch gibt den Dialog zwischen einem Polizei-Oberhäuptling und den HausbesetzerInnen aus

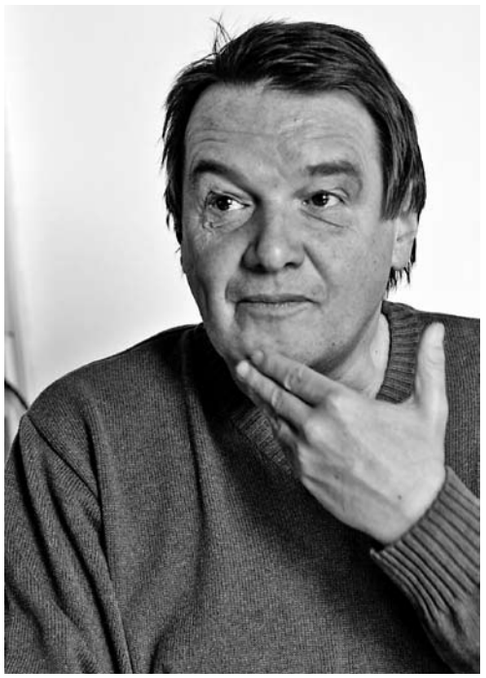


Foto: Mehmet Emir

Sorgsam ausgewählte Umwege machen die Flanerie zwischen Panigl- und Pinaglgasse zu einem mobilen Wien-Kurs für Fortgeschrittene. Flaneur Beyerl in der Augustin-Redaktion

einem historischen Augenblick vor der Stürmung des Objektes wieder:

Polizei: Kummans ausse!
Besetzer: Warum?
Polizei: Mia suachn wen.
Besetzer: Wen.
Polizei: Des sogma erst, wenn's uns reinlassn.
Besetzer: Dann lassn mir aber eich ned rein.

Ein Ganove, vom Volke geliebt: In Meidling geht das

Neulerchenfelder Straße 14: eine weitere Station des Duos Beyerl/Hieblinger. Dort stand das Wirtshaus «Zur blauen Flasche», das leider nicht besetzt wurde und sich so in eine BIPA-Filiale verwandeln konnte. Die Autoren erinnern an den Dichter Sauter, Stammgast der «blauen Flasche». Er starb 1854 an der Cholera und bescherte dem Friedhof von Hernals den nonkonformistischsten Grabsteinspruch Wiens. Er endet so: «… der Mensch im Leichentuch / bleibt ein zugeklapptes Buch / deshalb, Wanderer, ziehe weiter / denn Verwesung stimmt nicht heiter.»

Das vermeintlich «dienerische Wesen des Wienerischen» muss auch nach der Lektüre der Schani-Breitwieser-Episode im «Panigl-Pinagl»-Buch relativiert werden. Die Bevölkerung war unanständig genug, den Meidlinger Star-Einbrecher – AugustinleserInnen ist er durch eine Serie von Jakob Lediger bekannt – mehr zu lieben als den Polizeidirektor. Egon Erwin Kisch, der berühmteste Reporter des Universums, schloss 1925 seine Reportage über Breitwieser mit den Worten: «Schade, dass er ein Gewerbe gewählt hatte, das schwierig und gefährlich ist und letzten Endes nichts einbringt als den Tod von der Hand der Verfolger, die den Verfolgten fürchteten». Einer der schönsten Schlusssätze in der Geschichte des Journalismus.

Mit unermüdlichem Schreiben, das für einen fast jährlichen Bucherscheinungszyklus sorgt, will Beppo Beyerl einen Beitrag gegen das Vergessen des «authentischen» Wien leisten. Demnächst erscheint Band 3 seiner Buchserie «Wien-Reportagen», am 4. Band arbeitet er auch bereits. Ebenfalls in Arbeit ist das Buchprojekt «Triester Straße» (Arbeitstitel?), in der vor allem Geschichten zur Industrie-Historie an der alten Verbindungslinie zwischen den beiden Städten vor der Vergessenheit bewahrt werden sollen.

Beppo Beyerls Freund und Koautor Rudi Hieblinger ist drei Wochen vor dem Erscheinen des Buchs «Von der Paniglgasse zur Pinaglgasse» gestorben. Dem Kommunisten Hieblinger verdanke ich die für mich größte Überraschung des Buches: die Erinnerung an seine beiden Ottakringer KP-Genossen Heini Klein und Herbert Kandel. Beide waren Widerstandskämpfer, beiden waren Ottakringer Originale, und doch waren sie völlig verschieden: Klein verkörperte den sanften Revolutionär, der nach der Devise lebte, wenn man die Vision einer Gesellschaft verfolge, in der Menschen gegenseitig achtsam sind, müsse bereits auf dem Weg zu diesem Ziel jene Achtsamkeit vorweggenommen werden. Kandel dagegen personifizierte für mich den kopflastigen Kämpfer, der für die Erringung des hehren Ziels auch bereit ist, hart zu sein. Im Buch werden ganz andere Begriffe zur Charakterisierung der beiden verwendet; für mich, der beide kannte, ist diese Passage eine Bestätigung aus überraschender Perspektive: Der Klein-Kandel-Konflikt zieht sich durch alles, was sich wider die Diktaturen des Geldes oder der Diktatoren in Bewegung setzt.

Robert Sommer

I N F O

«Von der Paniglgasse zur Pinaglgasse»
Löcker Verlag, Wien
200 Seiten, € 19,80
ISBN 978-3-85409-560-6

«Sie nannten ihn Spencer» – ein Dokumentarfilm über Bud Spencer

Auf den Spuren des Watschenmanns

Bud Spencer, mittlerweile 81 Jahre alt, leuchtet seit Jahrzehnten als Fixstern vom Fernsehhimmel. *Doch ist der Mann nicht nur Schauspieler, sondern auch Doktor der Rechtswissenschaften, war als Schwimmer bei den Olympischen Spielen und gründete seine eigene Fluglinie. Karl-Martin Pold und Sarah Nörenberg bringen mit dem Dokumentarfilm «Sie nannten ihn Spencer» Licht in den Schatten der breitformatigen Rätselfigur.*

«Warum ich von Bud Spencer so fasziniert bin, sind seine verschiedenen Aspekte: Das ist ein Mensch, der Interessen und Talente in alle Richtungen hat», erzählt Karl-Martin Pold, Regisseur und Gründer der Doku «Sie nannten ihn Spencer», mit leuchtenden Augen. «In den 1950ern ist er ein erfolgreicher Schwimmer, ein Superstar in Italien, nimmt an den Olympischen Spielen teil – und was macht er am Höhepunkt seiner jungen Karriere? Er geht nach Südamerika, fängt ganz unten an, lernt Spanisch und ist Vorarbeiter beim Bau der Panamericana.» Nach seiner Rückkehr nach Italien durchlief Carlo Pedersoli, wie Bud Spencer mit bürgerlichem Namen heißt, sämtliche Professionen: Musiker, Modedesigner, Schriftsteller, Erfinder, Bibliothekar – die Liste ließe sich endlos fortführen. In die Schauspielerei ist er eher zufällig hineingeschlittert – und auch dort blieb er nicht stehen. Pold: «In ‹Zwei Himmelhunde auf dem Weg zur Hölle› (1972) z. B. hat er einen Piloten gespielt, und das hat ihm so getaugt, dass er gleich im Anschluss daran seinen Pilotenschein gemacht hat. Damit nicht genug: 1981 gründete er seine eigene Fluglinie, Mistral-Air – aber hallo, der hat sich einfach nichts geschenkt!»

Pold, 1981 in Melk geboren, ist bei Weitem nicht der einzige Bud-Spencer-Fan. Der große Unterschied zu den restlichen Millionen: Anstatt sich dem bloßen Lechzen nach der nächsten Stereowatschen hinzugeben, machte er sein Interesse bei seinem Studium für Journalismus und Unternehmenskommunikation in Graz zum wissenschaftlichen Forschungsfeld und schrieb seine Diplomarbeit über Bud Spencer. Im Zuge dessen kam 2008 die Idee zum Film. Gerade ist Pold bei seiner nächsten Abschlussarbeit für sein Theater-, Film- und Medienwissenschaftsstudium in Wien – und wieder ist der Herr mit dem kräftigsten Faustschlag von Neapel bis Rio de Janeiro das Thema.

Sarah Nörenberg, die zweite treibende Kraft hinter dem Film, ist im Internet auf Polds Projekt gestoßen und war sofort begeistert. Im Sommer 2009 ist sie von Rheinland-Pfalz nach Wien gezogen und seither für die Produktionsleitung zuständig.

«Good guy» vs. Forza Italia

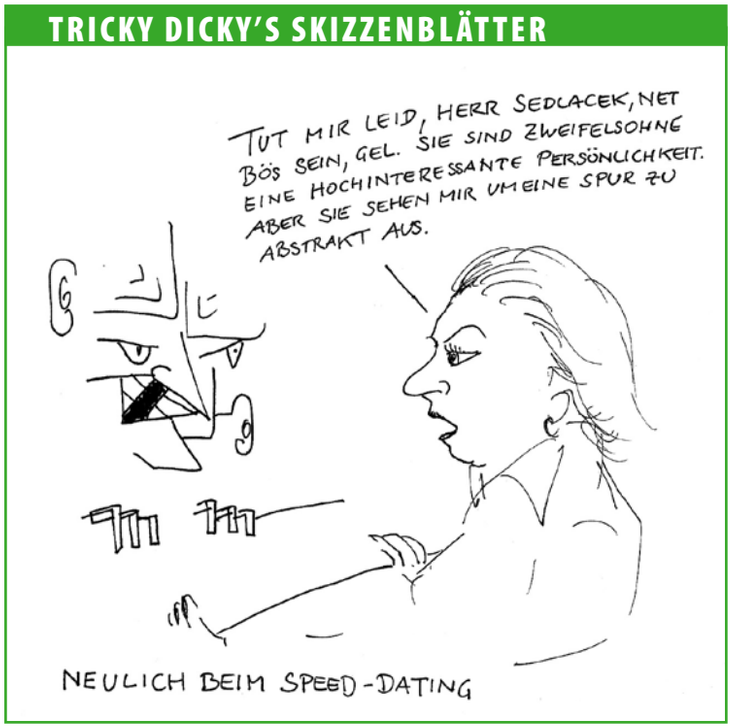
Polds Verhältnis zu Bud Spencer ist kein ungewöhnliches – er kennt ihn aus dem Fernsehen. Selbst sagt er: «Es gibt sicher Leute, die sich besser mit ihm auskennen, Freaks, die alle Zitate auswendig können – aber die machen nichts mit ihrem Wissen. Ich will das ausarbeiten und werde nach Möglichkeit auch diese Nerds zu Hilfe ziehen.» Um dieses Wissen zusammenzutragen, fährt das Filmteam mit dem «Bud Mobile» – einem alten Mercedes mit dem Konterfei von Bud Spencer auf der Motorhaube – durch Europa, trifft Fans, sammelt Informationen und schläft bei gastfreundlichen Budianern. Jeder, der etwas über Bud Spencer weiß oder etwas vom Filmhandwerk versteht, kann sich an der Doku beteiligen.

Doch es gibt auch zahlreiche Infos, die kein Fan wissen kann – sondern nur, wer auch wirklich dabei war. Und so werden neben alten Schulfreunden, Schwimmkollegen und Nebendarstellern aus den Filmen auch die zwei Könige des Prügelklamauks selbst – Bud Spencer und Terence Hill – aufgesucht. Dem ersten Treffen mit Bud Spencer im Dezember 2009 ging ein Jahr voller Telefonate, Briefe und E-Mails voraus. Doch der Tag kam – und der Maestro empfing in seinem Haus in Rom. Begeisterung macht sich in Polds Gesicht breit, wenn er daran zurückdenkt: «Bud Spencer ist ein total herzhafter Mensch! Er spielt ja auch immer den ‹good guy›, der den Armen und Schwachen hilft. Außerdem ist er noch immer Kettenraucher und hat mir eine Tschick geschnorrt.» Eine seltsame Fußnote am Rande: 2005 versuchte sich Bud Spencer in der Politik, und zwar in der «Forza Italia», jener Partei, die Silvio Berlusconi 1993 gegründet hatte – auf Druck der Mafia, wie es heißt. Pold: «Klar ist das seltsam, aber als Außenstehender kann man diese Strukturen wohl nicht verstehen. Bud Spencer ist im Ghetto von Neapel aufgewachsen und hat einen anderen Zugang.» Spencers Ausflug in die Politik war ein sehr kurzer und endete mit einem Scheitern. Seither schweigt er zu dieser Lebensphase. Doch die Gerüchte, Bud Spencer wäre pleite, kann Pold relativieren: «Er nagt nicht am Hungertuch, er hat noch immer seine Sekretärin, seinen Chauffeur und seine Villa. Aber früher hatte er einige Villen – die musste er zum Teil verkaufen.»

Hätten Pold und Nörenberg Villen, hätten sie die vielleicht auch schon verkauft – für den Film, eine Very-Low-Budget-Produktion. Wirkungsvoller als der Versuch, Fördertöpfe anzuzapfen, war bisher die finanzielle Unterstützung von Fans: Über das Internet läuft ein Spendenaufruf – bislang wurden rund 3000 Euro abgegeben. Um sich bei den Geldgebern erkenntlich zu zeigen, stellten die Filmemacher im Gegenzug Sequenzen aus einem exklusiven Interview mit Terence Hill auf ihre Homepage. Pold und Nörenberg haben schon ihren nächsten Trip zu Bud Spencer geplant. Im Internet verlautbaren sie: «Da das Interview schon in greifbarer Nähe ist, hier wieder der Aufruf: Schickt uns eure Fragen an Bud!!» Wann der Film fertig werden soll? Pold grinst: «So früh wie möglich!»

Clemens Marschall

TRICKY DICKY'S SKIZZENBLÄTTER



Gruppen wie Homens Da Luta oder Deolinda rütteln die «Verlorene Generation» auf

Das Lied ist eine Waffe

In Portugal macht sich wieder einmal eine revolutionäre Stimmung breit, *zum ersten Mal seit der «Nelkenrevolution» des Jahres 1974, an der der Faschismus krepierte. MusikerInnen haben im aktuellen Aufstand gegen einen extremen Sparkurs, den die Merkelbande dem Land aufzwingen will, einen Einfluss, von dem die Gebrüder Marx (mit dem Song «Hättma kenntma mochma oba ned» Sieger des Protestsongcontests 2011 im Rabenhof Theater) nicht einmal träumen. Eine dieser jungen Revo-Bands wird Portugal in Düsseldorf vertreten (14. Mai 2011).*

Die VoterInnen des Eurovision Song Contestes haben die Wahl zwischen einem Ozean der Belanglosigkeit und einer Insel der zivilen Wut und des zivilen Muts. Naturgemäß werden sie sich für die Belanglosigkeit entscheiden, denn die meinungsmachenden Medien fühlten sich nicht verpflichtet, die sozialen Hintergründe des Düsseldorf-Abenteuers des Sextetts zu beleuchten; dass der Name der Band, Homens Da Luta, mit «Männer des Kampfes» zu übersetzen ist, und ihr Düsseldorf-Beitrag mit «Die Revolte macht Freude», untergräbt die Normen des Entertainments.

Dass die Männer des Kampfes Portugal vertreten, ist der Verallgemeinerung der Wut auf das Ansinnen, die Bevölkerung möge doch bitteschön die Kosten der Aufrechterhaltung des verbrecherischen Bankensystems tragen, zu verdanken. Die offiziellen Juroren hatten sich für den entschieden anständigeren Sänger Nuno Norte entschieden, der dann auch noch gegen die Regeln der Künstlersolidarität verstieß und dem Publikum erklärte, warum es ihn und nicht die Rebellen wählen sollte: «I wouldn't choose Homens Da Luta to represent Portugal because they portray an image of the past, that is not who we are anymore.» Aber Nortes öde Leier von der Antiquiertheit revolutionären Handelns zog nicht mehr. Die TelevoterInnen stimmten die Jury nieder, sie stimmten für den Widerstand, sie stimmten für die Musiker, deren letzte CD den schönen Titel «Das Lied ist eine Waffe» trägt.

Es wäre noch eine zweite Band zu nennen, der es gelingt, zehntausende Menschen zu mobilisieren und die größten hauptstädtischen Plätze mit Unzufriedenen zu füllen: Deolinda. Ihr Song «Parva que sou» (Wie dumm bin ich) ist zu einer Hymne der jungen DemonstrantInnen geworden. Ich bin von der Generation ohne Gehälter, aber das ist mir wurscht, die Welt ist so beschissen, dass man studieren muss, um Sklave zu sein. In dieser Stimmung fließen die Strophen so dahin.

Immer mit Megaphon: Eurovisions-Teilnehmer «Homens Da Luta»

Mediterrane Ost-West-Energieströmung

Wer im Zusammenhang politischer Kämpfe den Terminus «Generation« verwendet, betont in der Regel das gemeinsame Alter, die «Jugendlichkeit» als Charakteristikum der Protestbewegung, anstelle von sozialen Kriterien, die den Begriff «Klasse» nahelegen würden. Die traditionellen Organisationen der ArbeiterInnenklasse haben denn auch ihre Probleme mit den jungen «Unpolitischen». Diese aber können inzwischen ebensoviel oder auch mehr Unzufriedene auf die Straße bringen als die KommunistInnen, die Gewerkschaften und die anderen Linksparteien; wie die ägyptische und die tunesische Bewegung hatten Facebook-Manifeste eine initiierende Rolle, und die Selbstbezeichnung der abseits der Parteien und Ideologien in Bewegung Geratenen lautet seit dem Jänner des neuen Jahres: Geração à rasca (deutsch sinngemäß: Generation in der Bredouille bzw. Verlorene Generation).

Am 12. März folgten fast eine Drittelmillion Menschen dem Demo-Aufruf der Verlorenen Generation in Lissabon, der portugiesischen Hauptstadt. In der zweitgrößten Stadt Porto gingen parallel dazu 80.000 Leute auf die Straße. Allen fiel auf, dass der Geist des Kairoer Tharir-Platzes über der von LissabonerInnen vollgefüllten Avenida da Liberdade schwebte – diese eher spirituelle Vorstellung eines Energieflusses über das Mittelmeer hinweg, ein ebenso romantisches wie aktivierendes Bild von der mediterranen Eintracht der Unzufriedenen, verbreitete sich in einer urbanen Bewegung, die sich als «spontan, überparteilich, friedlich und säkular» bezeichnet.

«Wir, Arbeitslose, Fünfhundert-Euro-Jobber und andere Unterbezahlte, Ausgebeutete, Leiharbeiter, Zeitarbeiter, feste Freie, Aushilfskräfte und Gelegenheitsarbeiter, Praktikanten, Stipendiaten, Abendschüler, Studenten, Mütter, Väter und Kinder Portugals. Wir, die wir diesen Zustand bis jetzt mitgetragen haben, sind heute hier, um unseren Beitrag zu leisten und einen Wandel des Landes zum Besseren zu entfesseln. Wir sind heute hier, weil wir die prekäre Situation, in die wir gedrängt wurden, nicht länger hinnehmen wollen.» So begann das Manifest der Verlorenen Generation, das zur Lissabonner Demo mobilisierte. Und so endete es: «Wir sind die Generation mit dem höchsten Bildungsniveau in der Geschichte des Landes. Lassen wir uns also nicht aus Trägheit, Frust oder Perspektivlosigkeit entmutigen! Wir protestieren nicht gegen andere Generationen. Wir können und wollen nur nicht länger darauf warten, dass sich die Probleme von alleine lösen. Wir protestieren für eine Lösung – und wollen selbst ein Teil der Lösung sein.»

Um den dem portugiesischen Volk vor allem von Deutschland als mächtigsten EU-Land aufgezwungenen Sparkurs im Parlament zu Fall zu bringen, waren dann doch die Nein-Stimmen der Abgeordneten der KP und anderer Linksparteien nützlich. Dass in der entscheidenden Sitzung vom 23. März aber auch die konservative PSD gegen den Sparexzess der SP-Regierung votete, ist der korrekten Einschätzung der Stimmung «da draußen» durch die konservativen ParlamentarierInnen zu verdanken. Ministerpräsident Socrates (PSP) ist zurückgetreten, Portugal steht vor Neuwahlen. Vielleicht finden die gleichzeitig mit dem Song Contest statt, vielleicht haben dann sowohl in Düsseldorf als auch in Lissabon die Homens Da Luta ihren Spaß dabei.

Robert Sommer

Der 12. März in Lissabon. Das «á rasca» im roten Herz könnte mit «in der Bredouille» übersetzt werden.

Fotos von Paolo Vaz Henriques

DICHTER INNENTEIL

Fingerkuppenklavier oder: Über das Schreiben

I.
Und wie könne denn etwas unheilschwanger sein, gehe da eine schwanger mit dem Unheil oder sei es ein Unheil, gar unheilig, schwanger zu sein, es sei eben nicht bei allen wie bei der Maria, die heilig geschwängert, wir andern würden also unheilig geschwängert, und was solle das denn überhaupt, wie könne eine mit Unheil schwanger gehen, das klinge doch dämonisch, nahezu besessen, und vielleicht käme er da her, der Ausdruck, weil es in einem Land, in so einem Land wie diesem, mit seiner Denke und Tradition nur so gesehen werden könne, dass es unheilig sei, dass eine daher auch mit Unheil schwanger gehe, nur, was dann fehle, sei unheilschwängernd, das sei ein Ausdruck, der dann auch dazu gehören müsse, weil er ja, wenn er schwängerte, quasi das Unheil so einspritzte, aus sich rausspritzte und in sie hinein, so dass innen, in ihr drinnen es ja nur aufgenommen würde, das Unheil, eingenistet und genährt und gewachsen wäre es da drinnen, aber es käme ja von wo her, und das würde dann nicht dazugesagt, weil es eben diesen Ausdruck dafür nicht gäbe, was auch eigentlich gleich wäre, weil es ja ohnehin gar nicht so sei, sie ja nicht mit Unheil geschwängert oder mit Unheil schwanger ginge und nicht mal unheilig geschwängert wäre, sondern eben gerade die österreichische Suppe ausliefe, zwischen den Beinen heraustropfte und sich in der Unterhose einklebte, was ein Zeichen dafür wäre, wie es um uns bestellt sei, wie es ganz allgemein gesagt hier in diesem Land um uns bestellt sei, dass wir über das Unheil der Schwängerung nachdächten, selbst wenn es uns körperlich gerade gar nicht unmittelbar beträfe, wenn es mehr ein Gedanke wäre, der einer dabei so komme, ohne dass sie gerade davon betroffen sei.

II.
seine Finger

tropfen, trippeln, trommeln
an der Scheibe
wie Regen klingt das

ich will ihm weit entfernt sein
und bin ihm doch da.

III.
Auf einer Bühne sehe das dann so aus, dass es auf der Bühne eine konkrete Umsetzung dafür gebe, und man quasi zwischen Vorder- und Hinterbühne eine Verbindung, oder auch eine Bruchlinie, einziehen müsse, die dazwischen vermittelnd und sich einmischend umher stehe, welche die Grenze zwischen dem Unheil und der Tatsache, dass es gerade gar keines sei, oder geben könne, ein wenig verwische, so, wie es ja auch im Kopf verwischt sei, weil der Gedanke einfach komme, sich so aufdränge, vor der innern Wahrnehmung umher springe, auf und ab, auf und ab, auf und vorlaut sich vortue, auch wenn der Gedanke momentan hier gar nichts verloren hätte, in dieser konkreten Situation, nur er einfach in diesem Land wohne, hier sich auch heimatlich fühle und auch ihr so ein Gefühl von Heimat vermittle, aber doch an dem konkreten Ort, an dem sie sich eben befinde, eigentlich gar keinen Platz habe, nur sei es überhaupt gar nicht so einfach, über das zu schreiben, zwar nämlich so darüber zu schreiben, dass es nicht nur einfach aneinandergereihte Wörter seien, die in ihrer Aneinanderreihung Gedanken entsprächen, welche dann mehr oder weniger Sinn machten, je nachdem, wie sehr man auch die richtigen Wörter dafür gefunden habe, weil es eben nicht ausreichend sei, Wörter, und davon wiederum die richtigen, zu finden, diese dann bedachterweise zu Gedanken zusammenzufügen, daraus einen Sinn zu machen oder auch nur zu erwarten, sondern dass es im Gegenteil viel mehr darauf ankomme, eine Sprache zu finden, die dem, was erzählt werden solle, und dem, wie es erzählt werden solle, angemessen sei und nicht nur Gedanken in Wörtern und Werken ausdrücke, im Gegenteil die Wörter, und auch die Werke, durch die Sprache erst entdeckt und gefunden würden, so wie das hier eben probiert würde, was sich auch als vertrackt herausstelle, weil es eben nicht ganz klar sei, wenn das so angegangen würde, ob das auch wo hinführe oder eher nur irrleite.

IV.
sang-
klang-
sorgenlos
wetteifernd
um das Leben
geruch-
farb-
formenlos

stehe ich vor dir
bin mir daneben

V.
Es sei eben eine Aufgabe, das auch zu tun, also darüber zu schreiben und nämlich in einer solchen Weise

darüber zu schreiben, das sei die tatsächliche Aufgabe, so darüber zu schreiben, in einer Sprache, die dem angemessen auch die Gedanken in Wörtern und Werken einfangen könne, und diese Sprache erst einmal zu finden, in einer eingehenden Suche, die wirklich akribisch ausgestaltet sein müsse, diese Sprache dafür zu finden, sich dann aber nicht kleinmütig mit dem Fund zu begnügen, den Fund also im Kopf zu haben und dort zu behalten, ihn zu feiern und zu liebkosen, obwohl man das natürlich auch machen solle, mit so einem Fund, den solle man schon immer auch feiern und liebkosen, im Kopf natürlich, nur darüber hinaus ihn nicht nur im Kopf zu behalten, sondern im Gegenteil, ihn dann aus dem Kopf zu verbannen, und das nicht auf eine dieser Weisen, wie wir sonst Dinge verbannten, in dem wir dann tränken oder äßen oder vögelten, was wohl die gängigsten Rezepte seien, wenn es darum gehe, etwas aus dem Kopf zu verbannen, aber eben nicht so, sondern das aus dem Kopf zu verbannen, also die Sprache, die dem angemessen sei und jetzt gefeiert würde, diese Sprache eben aus dem Kopf zu verbannen, indem man sie aufs Papier brächte, sie damit sozusagen aus sich herausschreibe und sie dann eben nicht mehr, wie vorher, als sie gefeiert wurde, im Kopf herumspuke und wilde Tänze aufführe, zu der Musik nämlich, das müsse jetzt schon kurz noch dazu gesagt sein, dass die Sprache, die gefunden werde, sich beim Feiern ja im Tanzen zu dieser ganz bestimmten Musik

(ich weiß, dass du weißt, welche damit gemeint ist)

aktualisiere, dass diese Musik dann also verschwinde, die Sprache dem entsprechend nicht mehr im Kopf herumtanze, sondern eben still stehe, auf dem Papier.

VI.
im winter kommt der vater uns
abzuholen und kauft
am praterstern ein stanitzl maroni
drei stück für die s.
drei stück für das k.
zwei stück für den v.
dreizehn schilling kostets
neunzehnhundertzweiundneunzig

VII.
Wobei das ja so eine Sache sei, weil das zwar ein fließender und geflissentlich gebrauchter Ausdruck sei und sie sich das dann auch meist so, wahrscheinlich der Einfachheit wegen, oder auch weil es dem Gefühl entspräche, vorstelle, dass das dann so sei, dass eine Sprache dann still stehe, wenn sie auf dem Papier sei, wobei das beim Darüber-Nachdenken dann meist sehr einfach, als eine Illusion nämlich, die man sich mache, weil man sich das wünschen würde, entlarvt werde, dass es so sein könne, dass die Sprache still stehe auf dem Papier, wohingegen es tatsächlich gar nicht so sei, dass die Sprache still stehe, sondern eben ganz andersrum, dass nämlich auf dem Papier die Sprache einfach eine neue Form, und zwar nicht bildlich oder wortlautend, wie das nahe läge, annehme, sondern dass die Form, von der sie hier spreche und zu erklären versuche, einfach nur sprachlich bewegt sei, sozusagen, weil die Form, welche die Sprache dann annehme, auf dem Papier, absolut nichts mit Stillstand zu tun habe, und auch nichts, wie das vorher bereits gesagt wurde, mit Anwendungen oder Umsetzungen zu tun habe, sondern die Form, die die Sprache annehme, wenn sie auf dem Papier sei, eben nur eine ganz andere sei,

(kennst du das auch)

weil die Buchstaben, die bei der geschriebenen Sprache so einen Grundpfeiler, auf dem alles aufbaue, darstellten, dann beim Lesen doch oft,

(sicher, das kommt dir bekannt vor)

vor deinen Augen herumtanzten, sich auf dem Papier bewegten, und damit dann eindeutig widerlegt sei, was vorerst einmal angenommen werde, nämlich, dass die Sprache auf dem Papier still stehe, was sie eben genau nicht tue, sondern nur eine andere, nicht mal neue, Form annehme.

Magdalena Schrefel

Illustration: Carla Müller

Diskurs zum «Svobsichon»:

Mission 1100 Favoriten

U1
Unterwegs zum Reumannplatz
Pistazie – Malaga – Fiocco beim Tichy

Beim Tichy immer
Pistazie – Malaga – Fiocco

Pistazie für die Potenz
Malaga für Brusthaare
Fiocco fürs Sehvermögen

Draußen hats
4 Grad …

TONIS BILDERLEBEN

Obwohl dieses Gedicht die nötige Kraft hat, um einfach so stehengelassen zu werden, dennoch ein paar erklärende Worte. Das Opus ist in einer vollkommen neuen Versform verfasst, dem SVOBSICHON. Die Verse in den Strophen sind spielerisch in 3-2-3-2-Form angeordnet, die dem Opus eine spielerische Eleganz verleiht. Sieht man sich das Reimschema an, sieht der lyrikbewandte Leser respektive die lyrikbewandte Leserin sofort, das jeder Vers für sich allein steht und stur und hartnäckig (so hat es den Anschein) mit keinem weiteren ein Verspaar eingehen will. Sensationell dieser Individualismus.
Dem Autor gelingt es das von Anfang an, doch ein sehr hohes Niveau (für ein Svobsichon) aufrechtzuerhalten, zum Beweis ein Ausflug in die Zahlenlehre. Das dynamische Gerüst des Svobsichons sieht wie folgt aus:
a (2)
b (7)
c (13)

d (5)
e (10)

f (8)
g (7)
h (8)

i (3)
j (2)

Die Buchstaben stehen für die nach außen abgeschlossenen Verse, die Zahl in Klammer steht jeweils für die Anzahl der Silben in einem Vers. Die ersten 4 Verse haben stets eine Silbenanzahl in Primzahllänge. Jetzt wird's erst grandios: Der 4. Vers hat eben eine Silbenanzahl von 5, wie gesagt, eine Primzahl, bevor im 5. Vers (5, schon wieder ebendiese Primzahl) die Silbenanzahl von 5 VERDOPPELT wird und deshalb der Interpretation nach (2n entspricht der Menge der geraden Zahlen) aufhört, sowohl eine Primzahl als auch eine gerade Zahl zu sein. Zieht man nun vom Vers 5 die Silbenanzahl von Vers 1 (2) ab, bekommt man die Silbenanzahl im Vers 6 (8), der die 3. Strophe einleitet. Das mathematische Leitmotiv der 3. Strophe (8-7-8) ist geprägt von dem sprunghaften Wechsel gerade-ungerade, Primzahl-keine Primzahl. Hier spielt der Autor mit der Dualität einerseits der mathematischen Struktur und andererseits mit der Ambivalenz des Ausdrucks. Eine Einheit für sich allein scheint undenkbar: Pistazie für Potenz, Malaga für Brusthaare, Fiocco fürs Sehvermögen … Den fulminanten Abschluss bildet ein stilvoller Abgang mit 2 formvollendeten Primzahlen, die eine Brücke zur Umgebung des Moments herstellen und uns de facto selbst in der Kälte vorm Tichy am Reumannplatz stehen lassen.

Jan Svoboda

Knackwurst I

Knackwurst ist immer gut.
Bananen nur in den
seltensten Fällen.

Knackwurst II

Knackwurst kann Leben retten;
die Bibel nicht.

Die Nibelungen

Die gedrungenen Nibelungen
stopften in der Nähe von Grein
Milzschnitten und Lungenstrudel
wahllos in sich rein.

Ich weiß von meiner Oma,
von der dicken, ganz genau:
das geschah auch im Strudengau.

Es passierte auch sonst
viel Schreckliches.

Lieb sein

Blumen gießen,
Blumen küssen,
und dem Türstock sagen,
wie lieb du ihn hast.

Strom

Meine alte Türschnalle,
so silber, ein bisschen dreckig,
will der Steckdose
die Hose ausziehen
und ihren Strom sehen.

Nur die geile Stehlampe,
mit ihrer Wölbung in der Mitte,
kann das verstehen.

Der Blumenstock, der Spießer,
atmet schwer;
ihn drückt die feuchte
Erde so sehr.

Raoul Starka

DAS NACKTE LEBEN

Aus Mehmet Emirs Fotoserie für eine Boulevardzeitung der anderen Art

«Bei uns ist die Heizung auch kalt»

Nach mehr als eineinhalb Jahren unfreiwilligem Substandardwohnen war es endlich so weit: *Ich konnte eine neue Wohnung beziehen, habe zwar nun bloß 28 m² Wohnraum, dafür aber in korrektem Zustand und zu erträglichen Mietkosten. Unerträglich waren bis dahin nicht nur die Mietkosten, sondern vor allem der Wohnzustand und die schamlosen Machenschaften meines Vermieters.*

Im Jänner hatte ich die Schnauze voll. Der Weg zum unbeheizten Klo am Gang war nicht mehr nur unzumutbar, sondern schlicht unmöglich: Der Spülkasten war eingefroren. Nachdem ich die Idee verworfen hatte, meinem Vermieter ein Paket mit meinen gesammelten Exkrementen zu senden, schickte ich ihm ein saftiges Schreiben. Ich würde ab sofort keinen Mietzins mehr zahlen, bis die Liste meiner Forderungen erfüllt wär: Reparatur der Duschkabine, sichere Handläufe, eine voll funktionsfähige Eingangstüre, die nie gesehene Heizkostenabrechnung und vieles mehr.

Er drohte mir umgehend mit dem Rauswurf. Das sei vor Gericht abzuhandeln, teilte ich ihm mit. Das Gesetz interessiere ihn nicht, bekam ich postwendend zur Antwort, würde ich nicht umgehend zahlen, ließe er die Wohnung räumen.

Ich ging auf Konfrontation. Ein Freund hatte mir angeboten, ich könne bei ihm unterkommen, bis eine neue Wohnung verfügbar sei. Ich räumte wichtige Wertsachen in seinen Keller und wartete ab. Einige Tage später ein Anruf meiner Nachbarin: «Sie sind da!»

Ich schwang mich aufs Rad und trat den Weg nach Hause an. Wie es der Zufall wollte, kam ich an einem soeben den Posten verlassenden Polizeibeamten vorbei. Ich erklärte ihm die Lage, fragte, was ich tun könne. «Das ist Sache des Gerichts, da können wir nichts tun.»

Die Polizei, dein Freund und Helfer! Gesetzesbruch interessiert nur bei Kaugummidieben; Wirtschaftskriminelle, die im Winter Wohnungen illegal räumen, sind der Mühe nicht wert.

Nun gut – ich musste den Konflikt eben alleine austragen.

Zu Hause angekommen erwartete mich anstatt einer Türe ein gähnendes Loch. Und neben der rechten Hand meines Vermieters, Herrn S., ein Fleischkasten mit der Visage und Körperhaltung eines Schlägers.

«Seien Sie vernünftig!», versuchte S. mich zum Einlenken zu bewegen. «Zahlen Sie und die Sache ist wieder in Ordnung.» Langsam stieg der Zorn in mir hoch. «Das nennen Sie in Ordnung – diese Dachgarage zur Wuchermiete?» Mit erhitztem Gemüt zählte ich die Mängel meiner «Wohnung» auf. «Net laut wern!», drohte der Schlägertyp, seine Gestalt wie ein balzender Auerhahn aufblasend. Warum ich den Mietvertrag unterschrieben hätte, wollte der daneben mickrig wirkende Herr S. wissen. Er wisse genau, dass ich im Rückstand befindlich zum Umzug in dieses Loch genötigt worden war, konterte ich. Und er wisse ebenso, dass es gesetzeswidrig sei, was hier geschehe.

Ich würde mich zur Wehr setzen, Pressekontakte nutzen und die Sache öffentlich machen sowie vor Gericht bringen, machte ich ihm klar. Er sei ihnen beiden hoffentlich klar, dass sie Beihilfe zum Gesetzesbruch leisteten und ebenso zur Verantwortung gezogen werden würden. Er habe auch seine Kontakte, ließ mich der Fleischkasten wissen. «I kenn gnua Kiwara.» Da war sie wieder: Die Polizei, dein Freund und Helfer! Nicht ich sei es, der das Gesetz breche, brachte ich in Erinnerung. Ich habe ihm mit Gewalt gedroht, erwiderte er, der mich ohne Mühe mit zwei Fingern hätte zerquetschen können. Wann ich ihm denn gedroht hätte, wollte ich wissen. Das sei nicht von Belang, erfuhr ich, denn er habe ja mit Herrn S. einen Zeugen. (Ah! So läuft das!) So schnell könne ich gar nicht schauen, hätte ich einen 8er. «Handschellen», klärte mich tags darauf mein Freund auf. Drei Tage hätte ich Zeit, dann würde die Wohnung definitiv geräumt, wurde mir zum Abschied noch mitgeteilt.

Halbe Miete gegen Erbringung wesentlicher Leistungen

Es kam schließlich doch noch zu einer Einigung. Mein Vermieter hatte angedeutet, die Möbel nicht gesetzesgemäß zu verwahren, sondern einfach in den Garten zu stellen. Da ich ihm – angesichts seines mir bekannten geistigen Horizonts – dies tatsächlich zutraute, einigte ich mich schließlich mit ihm, vorläufig die halbe Miete zu zahlen gegen Erbringung wesentlicher Leistungen seinerseits. Noch am selben Tag erhielt ich meine Wohnungstüre wieder – und mit ihr das vertraute Wohngefühl in einer von Fahrradschläuchen zusammengehaltenen Bruchbude hausen zu dürfen. Man montierte mir ein Küche, imitierte eine Reparatur der Handläufe im Stiegenhaus und nach einigen Wochen zerstörte man meine vertraute Idylle mit echten Scharnieren an der Wohnungstüre.

Intelligenz und Umsicht prägten auch die restlichen Monate bis zum Umzug. Nach einer auswärtigen Arbeitswoche durfte ich mich über eine gelungene Energiesparmaßname meines Vermieters freuen: Heizung und Wohnung waren im Einklang kalt gestellt worden. Da die Miete abzuliefern war, tat ich dies wie gewöhnlich bar im Büro meines Vermieters und bat ihn die Heizung wieder anzustellen. Er müsse an die Heizkosten denken, heischte er um Verständnis und lieferte umgehend einen Beweis seiner außergewöhnlichen Intelligenz in der nach unten offenen Homer-Simpson-Skala. «Sehen Sie!», demonstrierte er mit einem Griff zum Heizkörper. «Bei uns ist die Heizung auch kalt. Das liegt am Außentemperaturfühler, weil es schon so warm ist. Ja, das klang logisch!, dass die Heizung 24 Stunden steht, weil das Thermometer drei Stunden am Tag 20 C° misst. Das muss für die nächtlichen Minusgrade in einer ungedämmten Dachwohnung reichen.

Dankbar fröstelte ich mich durchs Wochenende. Nach meinem Umzug in die neue Wohnung wartet mein Vermieter nun auf die Zahlung der offenen Beträge. Er wird lange warten. Vielleicht geht er vor Gericht. Ob dann am Ende der Rechnung eine Forderung für mich oder für ihn steht, wird sich zeigen. Zeigen wird sich auch am Gesicht des Richters ein gewisses Staunen über die Wohnzustände, wenn ich meine Bilder vorlege. Zeigen wird sich auch, was die Öffentlichkeit denkt, wenn ich diese Bilder in Umlauf bringe. Vielleicht geht er ja doch nicht vor Gericht, wenn sein Anwalt die Bilder sieht.

Es wird sich zeigen.

Andreas Bogeschdorfer

AUGUSTIN
»Wir möchten nur von Ihnen abhängig sein!«
Spendenkonto:
BAWAG 05 010 666 211

«Dort war Krieg, verstehst du?»

Heimat. *Für viele das Land, das sie verlassen müssen, obwohl sie es lieben. Sich eine neue Heimat suchen müssen, da sie sich in der alten nicht mehr sicher und geborgen fühlen.*

Fragt man Maryam, welches Land sie ihre Heimat nennt, dann überlegt sie nicht lange. Nicht Österreich. Als ob sie und ihre Familie für einen Urlaub aufbrechen würden. So kam ihr damals die von ihr als eine solche empfundene Reise in das neue Land vor. «Ich war doch erst ein Kind.» Als wolle sie sich für ihre wenigen Erinnerungen daran entschuldigen. Nur hieß die Route im Jahr 2003 Tschetschenien – Polen – Tschechien – Österreich, und ereignislos verlief sie wahrlich nicht. Während der Zugfahrt nach Polen hatten nämlich bei ihrer hochschwangeren Mutter die Wehen eingesetzt, der Zug musste angehalten werden, und ihr jüngster Bruder wurde in der russischen Stadt Lipezk geboren. Die darauffolgende Station lautete für die Familie Tschechien. Dort gefiel es Maryam nicht besonders. Sie und andere Kinder wollten im Hof spielen, doch man hatte am Boden mit Kreide Grenzen aufgezeichnet. Hier und nicht weiter! Von Österreich, so erinnert sie sich nun, hatte sie zuerst das Flüchtlingslager in Traiskirchen gesehen.

Das Zusammenleben der Menschen auf engstem Raum vergleicht sie wie das von Affen in einem Käfig. Drei bis vier Familien wohnten in einem Zimmer, und wenn man sich für das Essen anstehen wollte, dann gab es immer einen «echten Stau». Gut sei es nicht gewesen. Ebenso schlecht waren die hygienischen Bedingungen. Sie bittet mich an dieser Stelle zu betonen, dass das alles nur ihrer Meinung nach so war. Das schlechte Essen und der schmutzige Boden. Man schickte sie dort zwei Wochen in die Schule. Daran erinnert sie sich nur ungern. Deutsch konnte sie noch nicht, ihre MitschülerInnen hatten über sie gelacht und «schlimme Worte» gesagt. Jetzt, wo sie Deutsch kann – und das kann sie –, denkt sie oft darüber nach, was sie gesagt haben könnten. Wie gern würde sie nun dorthin zurückkehren und ihnen diese Worte auch einmal sagen!

Nächster Halt – eine Pension in Altenmarkt. Eine Pension? Endlich drei saubere Zimmer für ihre Familie und eine schöne Küche, erklärt mir Maryam. Nicht nur Essen und Geld, sondern auch liebevolle Worte schenkte man ihnen. Otto hieß einer der Männer dort, an mehr erinnert sie sich auch nicht. «Ich war doch erst ein Kind!», betont sie immer und immer wieder. Angekommen sind sie und ihre Familie nun in Wien und leben in einer Wohnung, die aber noch immer zu klein ist. Daher hatten sie sich um eine Gemeindebauwohnung beworben, doch die, die sie bekamen, war im vierten Stock und ohne Lift. Dabei hatten sie doch ausdrücklich geschrieben, dass ihr Vater, der in Tschetschenien durch eine Kugel an der Schulter verletzt worden war, unter Rückenschmerzen leidet und der jüngste Brüder sehr krank sei und sie daher einen Lift benötigten! So müssen sie jetzt weiterhin in der alten Wohnung leben. Besonders eng wird es dann, wenn die Familien ihrer Brüder, die schon mit ihren Kindern und Frauen leben, mit den vielen Kleinen auf Besuch kommen. Als sie erfährt, dass ich «nur» zwei Schwestern habe, ist sie beinahe schockiert. Zwei Schwestern hat sie auch. Und vier Brüder. Ihre Familie, ja, die ist ihr sehr wichtig. Natürlich auch die heimischen Traditionen, betont die 20-jährige. Pizza und Ähnliches wird aber trotzdem gegessen. «Ich bin ja hier aufgewachsen.» Was sie hier in Österreich aber nicht versteht, ist, dass die Menschen sich nach einem Streit sofort trennen. «Probleme muss man lösen. Wie kann man da nur weggehen? Das ist doch deine Familie!», fragt sie mich verwundert. «Helfen soll man, nicht über jemanden lachen!», schlägt sie vor. «Einen Menschen annehmen, so wie er ist.» Menschen, die körperlich oder anders benachteiligt sind, die will sie einfach nur umarmen, wenn sie sie in der Straßenbahn sieht. Sie ist nunmal ein wenig emotional, gesteht sie. Daher gefallen ihr auch besonders gut Melodramen im Kino. Aus geht sie selten, denn am liebsten ist sie zu Hause bei der Großfamilie.

Nach dem Abschluss – «Schauma mal»

Als sie mir erzählt, dass sie schon Mutter einer dreijährigen Tochter ist, lächelt sie stolz. Die ist im Kindergarten, wenn sie in der Schule ist. Ja, und verheiratet ist sie auch. «Nicht österreichisch, sondern muslimisch.» Sie plant von daheim auszuziehen. Dass eine junges Paar mit seinem Kind eine eigene Wohnung möchte, verstehe ich gut. Sie will aber mit ihrer Tochter und ihrem Mann wieder zurück. Nach Tschetschenien. Jetzt heimkehren wäre aber aus verschiedenen Gründen unmöglich. «Dort war Krieg, verstehst du?» In drei Jahren bekommt sie die österreichische Staatsbürgerschaft. Ihren Abschluss macht sie hier in vier Monaten und dann? – «Schauma mal». Sie hat aber schon geschaut, verrät mir das Sackerl in ihrer Hand, auf dem «BeSt³» geschrieben steht. Eine Lehre, ja, die würde sie gern machen. Ob studieren schwer ist, will sie von mir wissen. «Nein», beruhige ich sie. Nur «Sehr gut» bekommt sie in der Schule. Sprachen interessieren sie. Arabisch bringt sie sich selbst bei, Französisch später einmal. «Ich habe hier eine Chance!», stellt die junge und hübsche Frau entschieden fest. Ja, die hat sie! Wie viele Chancen das zu begreifen noch das Land braucht, das ich meine Heimat nenne?

Es gibt eine Chance – trotz geschlossener Tür

Text und Foto:
Theresa Bender-Säbelkampf

Aus der KULTURPASSage

Zwischen islamischer Welt und Bibelszene

Wenn das Wetter einfach nicht frühlingshaft werden möchte, dann suche ich immer wieder gerne Zuflucht im Kunsthistorischen Museum. Es gibt dort bei jedem Besuch etwas anderes zu entdecken. Zwischen Kunst- und Naturhistorischem Museum stehen ja ständig sehr viele Touristenbusse. Wenn ich ihrer ansichtig werde, tun mir die darin zum Museum transportierten Menschen sehr leid. Denn die scheucht man in maximal zwei Stunden durch die unzähligen Sammlungen. Dabei kann es aber höchstens zu Stresserkrankungen, aber zu keinem Kunstgenuss kommen. Schulklassen zeigen sich großteils gelangweilt, und ich irre wie üblich ziellos umher. Das planlose Herumlaufen hat aber zum Glück bis zum 19. Juni ein Ende – der letzte Tag der Sonderausstellung «al-Fann». Dabei geht es um Kunstwerke der islamischen Welt. Soweit ich den Begleittexten entnehmen konnte, handelt es sich um eine der bedeutendsten Sammlungen, und zwar zusammengetragen von einem Scheich aus Kuwait.

Ich bekomme Waffen, Metallwaren, Steinskulpturen, Holzarbeiten, Textilarbeiten, Teppiche und natürlich Schmuck zu bewundern. Wie mir eine Infotafel mitteilt, handelt es sich insgesamt um 350 Objekte, die ich gerne bald wieder besuchen möchte. Ist wirklich sehenswert. Aber heute treibt es mich unaufhaltsam und zum wiederholten Male zu den römischen Fundobjekten. Obwohl diese Aussage nur bedingt stimmt. Ich versuche nämlich schon seit geraumer Zeit, die etwa 2500 Fundobjekte in Ruhe zu genießen. Dabei habe ich entdeckt, dass es nicht nur um die alten Römer geht. Speziell begeistern mich auch die Funde aus der Zeit der Völkerwanderung. Dabei fällt mir auf, dass wir ja schon wieder in der Zeit einer Völkerwanderung leben. Darüber muss ich kurz nachdenken. Es kommt mir in diesem nachdenklichen Moment sehr entgegen, dass gerade zwei Professoren ihre Schulklasse an mir vorbeitreiben. Ich entdecke durchaus Interesse in den Gesichtern einiger SchülerInnen, aber ich wollte ja ursprünglich an die Völkerwanderung denken, obwohl … Da mich meine Füße nicht mehr so recht tragen wollen, begebe ich mich in die Gemäldesammlung und setze mich in eines der zahlreichen Sofas. Mir gegenüber ein riesiges Bild, das mir eine Szene aus der Bibel zeigt … Es gibt dort viel zu entdecken. Sogar Ruhe kann man finden!

Gottfried

Roma – Rossauer Lände

Sicherlich ist Bascin nicht der Einzige, der sich manchmal fragt, wenn er mit seiner Zungenspitze die Innenseite seiner übrig gebliebenen Zähne entlangfährt, ob es nicht eine Stadt gibt mit exakt diesen Gebäudekonturen als Skyline. Er nennt das «im Schatten seines Gebisses verweilen». Und er hat das in den letzten Jahren all zu oft getan – von seinen Großeltern hatte er vermittelt bekommen, dass sein Volk, im Schatten von Alexander dem Großen westwärts gezogen war. Aber sonst hatte es andere Ursachen, Gelegenheiten, «Luftwurzeln» gegeben.

Bascin befand sich in Rumänien in einem Dorf, wo außer ihm nur Kinder übrig geblieben waren, deren Eltern ihr Glück in West-Europa versuchten.

Was ihn betraf, durfte man es Wahnsinn nennen, oder Hochmut, Kaffeesudstarren, dass er sich mit 78 auf den Weg gemacht hatte, um die andere Seite der Skyline unter dem Gaumen zu suchen. Er würde es nicht einmal einem Kind zutrauen – aber die Kinder sahen wieder, wie die Vögel im Himmel aus seinen Stirnrunzeln hervorgeflogen waren. Und sie schwiegen darüber. Sie spielten und Bascin begann die Reise, landete in Österreich, alter Mann mit zwei Krücken. Und von Scham tief weggetauchte Augen, die fröhlich glänzen konnten wie Kohlen im Restfeuer; unsterblicher Glanz als Antwort auf den Staub der Städte.

Am Nachmittag sitzt er bei der Rossauer Lände immer mit dem Rücken gegen das Geländer gelehnt, zwei Krankenkassenstöcke, arbeitslos, an beiden Seiten. Scheu zitternd die rechte Hand, nur für gute Beobachter, leicht geöffnet …

Aber seine echte Sorge nimmt langsam obsessive Ausmaße an. Ob er für seine Urenkel etwas anderes aus Österreich zurück mitnehmen kann, etwas Besonderes. Ein Computerspiel vielleicht … nur über seine Leiche … Und dabei wollten die Kinder im Dorf ihn nicht einmal gehen lassen, alle Eltern waren schon weg, im Walhalla-West-Europa … Er war inzwischen alles, was Autorität eigentlich verkörpern sollte: Vater, Bürgermeister, Geisteraustreiber … Bis er nicht mehr konnte ...

Etwas typisch Wienerisches wollte er mit zurücknehmen für die Kleinen … Aber wie findet man so etwas? Mit seiner Sprache würde er sich noch eher in Indien verständlich machen können. Aber er sucht hartnäckig … und wird wahrscheinlich, mit seinen Zähnen, den Bericht über den Aufenthalt in Konzentrationslagern mit ins Grab nehmen. Was hätte es für einen Sinn, die Kinder mit dem erlebten Grauenhaften zu belasten? An jedem Montagvormittag wurde entschieden, wer heute aufgehängt wurde und wer weiterleben durfte. Wer auf der Welt braucht noch eine Extra-Beule in seinem Minderwertigkeitsgefühl … Mit vollen Händen wird er zurückkommen: der Säer.

Ruud van Weerdenburg

Ich bin

Jemandes Mutter jemandes Frau jemandes Geliebte jemandes Lehrerin jemandes Blume jemandes Muse jemandes Kind jemandes Schwester
Jemandes Zuversicht jemandes Gedanken jemandes Unruhe jemandes Enttäuschung jemandes Hilfe jemandes Engel jemandes Liebe
Jemand ist meine Mutter jemand ist mein Mann jemand ist mein Geliebter jemand ist mein Lehrer jemand ist meine Rose jemand ist mein Sohn jemand ist meine Tochter jemand ist meine Schwester jemand ist meine Zuversicht jemand ist mein Engel jemand ist meine Liebe
Jemand ist meine Bandage jemand meine Geschichte jemand meine Last jemand meine Flügel jemand meine Energie jemand mein Drang jemand meine Rituale jemand meine Lust
Jemand braucht meinen Körper jemand braucht meine Liebe jemand braucht mein Geld jemand braucht mein Wissen jemand braucht mein Lachen jemand meine Zeit jemand mein Reden jemand meine Hände jemand braucht mich
Jemandes Lachen brauche ich jemandes Zureden brauche ich jemandes Lektionen jemandes Körper jemandes Fordern jemandes Geduld jemandes Liebe

Nach India.Aries «She's somebody's baby, she's somebody's sister, she's somebody's mama» aus ihrem Song «Talk to her»

Landschaft

Wie eine flache Düne sich senkte, sanft auslaufend
unmerklich, wo die zweite sich zu wölben begann.
Eine breite Senke durch gewelltes Hügelland,
kleine Inseln mit zunehmender Brandung umspielt.
Weiter das Fließen, einem Strudel weichend, ihn umkreisend
dem Dunkeln zu, dem schrundig aufmüpfigen Chaos im krausen Bett.
Zur Reise mit Segeln durch Luft und Sturm, schwebend
in Hochgebirge, in Meeresschlunde, zu Sternen, ins glückliche Grab.
Und breitet sich Nacht und legt sich das Beben
bleiben wiegender Moos und sanfte Halme auf härterem Grund.
Laufen aus im kräftigen Horizont
ergeben, geschenkt.
Atmendes Schwellen, ein pochendes Herz, eine starke Ader
versorgen das dunkle Universum, das leuchtende Gestirn.
Schatten, Meere, Untiefen, gedrungenes Riff, erhabenes Gewölbe,
Haut der Erde mit violettem Glanz
schlafender Planet vertrauter Fremde.

Nach India.Aries «Every time I let you in, abracadabra magic happens as we swim, higher and higher finally we reach heaven, come back to earth and then we do it all again» aus ihrem Song «Brown Skin»

Gefügt

Gerufen an Orten, ohne noch zu wissen
Wie die Antwort wär
Gezogen, gespürt – irgendwie, zu weit noch.

In Gedanken durchlebt, probiert
Hab mich berauscht, getrieben
Vorgewagt – zweifelnd zurückgemahnt.

Geworfen zum Flug, gezerrt in den Sog
Vorbereitet nun
Für den Ruf, für die Antwort.

– In den Sternen sei ein Muster,
Engel kennens und einer kenne mich,
Bringe was stehe, ein Geschenk.–

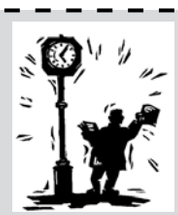
Hab ich gesucht
Wohin die geforderte Antwort ging?
Ich, unwissender als Engel?

Nur was schon steht, wird.
Gefügt, wo der richtige Ort endlich war.
Größer als jeder Wunsch.

Nach India.Aries «I believe that we are written in the stars, you are everything I ask for in my prayers so I know my angels brought you to my life» aus ihrem Song «Beautiful surprise»

Iris Gerber

Bestellschein für ein AUGUSTIN-Abo (25 Ausgaben)



☐ um 85 Euro ☐ Geschenkabo um 85 Euro ☐ Förderabo ab 110 Euro

Name: _____

Adresse: _____

PLZ: _____ Ort: _____

Telefon: _____

Nur für Geschenkabos: Die Rechnung geht an:

Name: _____

Adresse: _____

PLZ: _____ Ort: _____

Telefon: _____

Einsenden an: AUGUSTIN, Reinprechtsdorfer Str. 31, 1050 WIEN, Abo-Tel.: 587 87 90, Fax: 587 87 90-30

Ende eines Wehrsprechers

163. FOLGE

HERR GROLL AUF REISEN

Der Dozent eilte auf die Straßenüberführung zum Linzer Hauptbahnhof zu. Während er auf das Grün-Signal wartete, hatte er eine Vision. Sein Freund Groll stand vor einem Würstelstand und tat sich an einer Wurst gütlich. Dazu trank er Bier aus einem Plastikbecher. Er sei wohl überarbeitet, dachte der Dozent und rieb sich die Augen. Groll war immer noch da. Auch er hatte den Dozenten jetzt gesehen. Er hob eine Bierflasche zum Gruß. Mit wenigen Schritten war der Dozent bei seinem Freund.

«Was machen Sie in Linz, Freund Groll?» Er streckte Groll die Hand hin, der aber konnte nur mit der Schulter zucken, da er in einer Hand den Becher mit dem Bier und in der anderen ein Stück Wurst hielt.

«Ich komme von einem Symposion im Wissensturm dort drüben, Sie kennen ja das Gebäude», fuhr der Dozent fort.

Groll schüttelte den Kopf, trank vom Bier und stellte den Becher ab.

«Ich dachte, Sie verlassen Floridsdorf nur in Notfällen?» Vom Geruch der Debreziner angezogen, kam der Dozent noch näher.

«Es war auch einer», sagte Groll.

Der Dozent sah auf die Uhr. «Das Gleiche», sagte er zum Würstelmann. «In Linz hoaßt des: dös söibe», erwiderte jener und machte sich an die Arbeit.

Währenddessen erzählte Groll die Geschichte des Notfalls.

«Der Mann heißt sinnigerweise Kapeller, saß bis gestern als Wehrsprecher der ÖVP im Nationalrat und ist im Zivilberuf hoher Polizeibeamter und wichtiger Mitarbeiter der Innenministerin.»

Der Dozent bekam Debreziner, Bier, einen Pfefferoni und Brot gereicht.

«Polizisten entdeckten, dass Kapellers Mercedes immer wieder in der Behindertenzone des Bahnhofs parkt, und sie fanden heraus, dass der Behindertenausweis auf einen vor zehn Jahren verstorbenen Mann ausgestellt war. Nun steht auf der Website des ÖVP-Parlamentsklubs, die Eckpfeiler des Herrn Kapeller seien die ‹Förderung der Wirtschaft› und der ‹Militärkommanden›, darüber hinaus sage er ein ‹Ja zum Ehrenamt und zur Bürgersolidarität›.

«Was zu beweisen war», murmelte der Dozent zwischen zwei Bissen.

«Des Weiteren ist der Kriminalbeamte auch Vertriebenensprecher der ÖVP; er fordert die Aufhebung der Beneš-Dekrete. Das gebiete die Bürgersolidarität oder, wie der Herr Abgeordnete, der auch im Hilfswerk Funktionen ausübt, sein Leitbild definiert. Zitat Kapeller: ‹Unser christlich-soziales Gedankengut verpflichtet uns zu sozialem Engagement.› Das Schöne ist: Der Mann lügt nicht. Er engagiert sich eben für tote Behinderte und sorgt dafür, dass auch diese Minderheit weiterhin auf den Straßen unterwegs ist und auf diese Weise ein bisschen Licht ins dunkle Grab bekommt.»

Der Dozent biss in seinen Pfefferoni, Marinade spritzte auf den Boden.

«Zehn Jahre ist es gut gegangen, zehn Jahre mit dem Ausweis eines Toten. War das Kroppzeug doch zu etwas gut», schloss Groll.

«Ein christlich-soziales Vorbild von echtem Schrot und Korn», bekräftigte der Dozent.

Groll nickte. «Es kommt noch besser: Der Mann hatte eine geniale Ausrede. Seine Frau sei schuld. Sie habe aber die Strafe bereits bezahlt und der zuständige Bezirksanwalt habe die Ermittlungen mittlerweile …»

«… an die Staatsanwaltschaft weitergeleitet? An die Ethikkommission des Parlaments? An die Disziplinarkommission der Bundespolizei?», rätselte der Dozent.

Groll schüttelte den Kopf. »Falsch. Der Satz, auch als Erster Hauptsatz der heimischen Justiz bekannt, lautet: Der zuständige Bezirksanwalt hat die Ermittlungen mittlerweile eingestellt.

Der Dozent nahm einen großen Schluck vom Bier.

Letztlich wurde der politische Druck aber doch zu groß», fuhr Groll fort, «das hält ein kleiner Wehrsprecher nicht aus. Er tritt auf Befehl des Landeshauptmannes zurück. Aber wie tut er das? «Mit einer geheuchelten Entschuldigung? Einer Spende für Licht ins Dunkel?»

Der Dozent brach ein Stück Brot ab.

«Die Wirklichkeit ist jämmerlicher. Er habe die dunkelsten Stunden seines Lebens durchstehen müssen, klagte der arme Wehrsprecher, die Vorwürfe seien Menschenhatz und Trommelfeuer gewesen und hätten ihn an die Grenze des Belastbaren und darüber hinaus geführt, eine weitere Ausübung seines politischen Mandates sei ihm daher nicht mehr möglich. Damit war die Sache erledigt. Keine Schuldeinsicht. Die Böse war ja die Frau, da muss der treue Mann sie opfern, und wenn das nichts nützt, sich selber auch, flennt der Herr Wehrsprecher und lässt gleichsam im Subtext durchklingen, dass er nicht Unrecht getan hat, wenn es gerecht herginge, müssten die anderen zurücktreten, die den Herren im Nadelstreif die Parkplätze stehlen, die Rollenden und Torkelnden und Hinkenden, das Licht-ins-Dunkel-Gesocks. Die sollen gefälligst zurücktreten, und wenn sie das nicht können, weil sie selbst dazu nicht in der Lage sind, dann sollen sie verschwinden auf die Eferdinger Kartoffeläcker oder zur finalen Rehabilitation nach Hartheim.

«Das hat er gesagt?»

«Er hätte es gern gesagt. Aber auch dazu war er zu feig, der Herr Wehrsprecher.»

«Und deswegen sind Sie hier!»

Groll nickte. «Einen Sieg muss man feiern, und es gibt keinen besseren Ort dafür als den legendären Würstelstand Seeber im Angesicht des Hauptbahnhofs. Was trieb Sie denn in den Wissenssilo, verehrter Freund?»

«Ein Symposion zu den Fallen der Political Correctness», sagte der Dozent und setzte ein schmales Lächeln auf. «Veranstaltet von der Polizeiakademie und dem Innenministerium.»

«Respekt», sagte Groll und prostete seinem Freund zu.

Erwin Riess

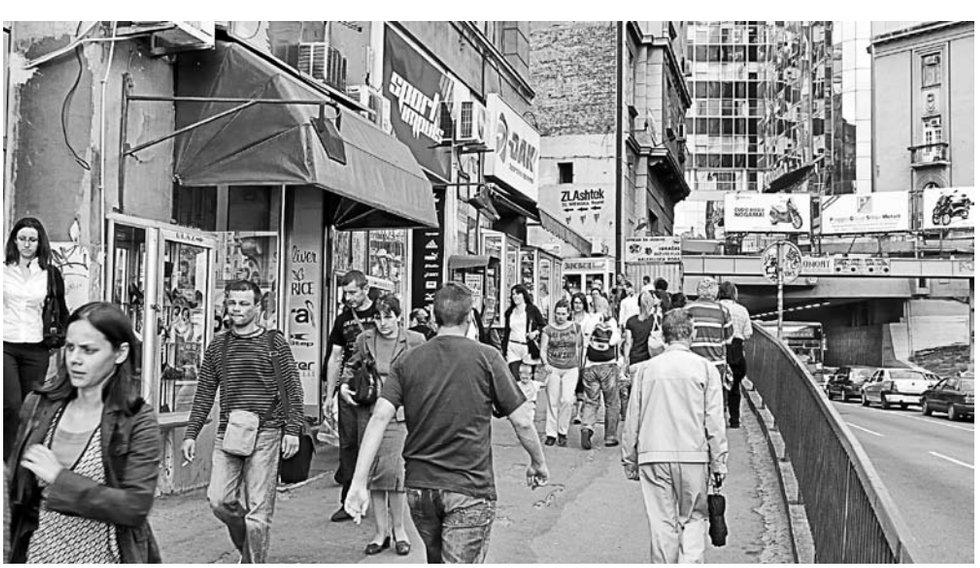


Foto: Mario Lang

Manche Verbrechen geschehen in aller Öffentlichkeit

Schüssel unter Atomstrom

TAGEBUCH EINES AUGUSTIN-VERKÄUFERS

17. 3.
Ich wollte diese Gedanken ursprünglich gar nicht zu Papier bringen. Aber ich rege mich auf, wenn scheinbar nur mehr Leute mit einem IQ knapp über Zimmertemperatur Sportereignisse kommentieren dürfen. Mein besonderer Liebling Thomas König hat sich wieder einmal selbst übertroffen. Er erwähnte, dass ein Spieler der Wiener Austria auf der «Speiseliste» mehrerer Vereine stehe. Hilfe, Kannibalen, oder was?!

18. 3.
«Na Oida und so, zuerst ich und so, dann sie und so, dann wieder ich und so und voll endkrass und so. Und halt deinen Mund, wenn du mit mir redest!» Na super! Wenn sie darauf bestehen, dass sie diesen Text nicht verstehen, dann muss ich ihnen gestehen, ich auch nicht!

19. 3.
Japan und seine Katastrophe. Viele Obdachlose in Notunterkünften wollen lieber heim in ihre zerstörten Häuser. Sehr pervers finde ich, dass sich diese halbseidenen Figuren an den Börsen vorwiegend um die Aktienkurse sorgen, diese unübersichtliche Lage im AKW Fukushima interessiert genau keinen Börsenheini.

20. 3.
Ich habe beschlossen, dass ich mir wieder die Spiele der Vikings live ansehen möchte. Außerdem haben sie mit Tony Hunt einen Spieler in ihren Reihen, der schon in der NFL spielte. Das Match findet wegen überschwemmter Hoher Warte in Simmering am Trainingsgelände der Vikings statt. Der Wind pfeift, es ist unangenehm kühl, von Frühling keine Spur. Das Spiel der Vikinger allerdings kann die Zuschauer durchaus erwärmen. Endergebnis 65:7. Außerdem bin ich froh, dass ich mich wieder unter mehr Menschen getraut habe.

21. 3.
Manchmal habe ich verdächtig seltsame Gedanken. Wie wir ja alle wissen, gibt es mehr Frauen als Männer auf der Welt. Rein theoretisch könnten diese Frauen jetzt weltweit gegen Atomkraft intervenieren. Aber wie gesagt, das ist leider nur ein Wunschtraum von mir. Aber schön wäre es schon.

22. 3.
Hohe Politik und Moral, Anstand und Charakter? Ein guter oder schlechter Witz? Die ständig arrogant grinsenden Vertreter dieser Kaste scheinen zu den Schlimmsten zu gehören. Jetzt regen sich alle über einen ehemaligen Innenminister auf. Zugegeben zu Recht. Aber mir fällt da natürlich schon wieder etwas Verdächtiges auf. In unserer schnelllebigen Zeit vergessen wir das meiste ja umgehend. Aber ich möchte in Erinnerung rufen, dass der gewesene Kanzler Schüssel im Jahr 2006 im Zuge der österreichischen EU-Ratspräsidentschaft für Atomkraft interveniert hat. Aber noch verdächtiger, oder sogar betrügerischer finde ich, dass er jetzt als «Konsulent», oder was auch immer, beim deutschen Atomstromkonzern RWE sitzt. Außerdem ist er immer noch Nationalrat. Und da schimpfen die Leute über die Mindestsicherung. Hätte Herr Dr. Schüssel noch Spurenelemente von Anstand in sich, dann würde er wenigstens aus dem Nationalrat verschwinden!

23. 3.
Mir kommt in letzter Zeit immer öfter der Gedanke in den Sinn, dass viele FernsehschauspielerInnen vorwiegend sich selbst spielen. Das widerspricht jedoch meiner bescheidenen Auffassung vom eben erwähnten Beruf. Ein Beispiel gefällig? Da spielt in einer sehr beliebten Serie ein sexsüchtiger Alkoholiker einen alkoholkranken Sexsüchtigen. Was für eine schauspielerische Meisterleistung!

24. 3.
Mein Freund Karl vermisst den laut Kalender gesetzlich vorgeschriebenen Frühling. Dann murmelt er in seinen nicht vorhandenen Bart noch etwas, das sich anhört wie: «Wo findet die Klimaerwärmung eigentlich statt? Und was soll das?», oder so ähnlich.

25. 3.
Normalerweise treibe ich mich gerne in freier Wildbahn herum. Aber mein Magen besteht darauf, dass ich mich permanent in der Nähe einer Toilette herumtreibe. Aber Obacht! Der ständige Aufenthalt in Gaststätten kann ihre Leber, aber auch ihre Brieftasche schädigen!

26. 3.
«lubggreya» meint Mausi. Sie ist außer sich. Was macht sie dort? Na ja, sie sitzt gerne bei mir und sieht sich die Nachrichten an. Immer noch ist die Lage in dem japanischen AKW unübersichtlich. Da kommt natürlich Angst und auch Wut auf. Denn immerhin ist Österreich umzingelt von AKWs. Sollte z. B. ein tschechisches Kraftwerk den Geist aufgeben, dann sehen wir in Wien ziemlich blöd aus. Aber diesen Energiekonzernen scheint das völlig egal zu sein. In Deutschland wurden insgesamt etwa 50 Mrd. Euro Steuergeld in die AKWs gepumpt. Steuergeld! Wenn eine normal sterbliche Person jedoch Steuergeld für ein Eigenheim möchte, dann kann das durchaus in der geschlossenen Psychiatrie enden. Jetzt weiß ich auch, warum sich Mausi so aufregt. Der blinde Murli sieht das Ganze ein wenig entspannter.

29. 3.
Was kann man eigentlich noch essen? Wie viel Meer ist schon verseucht? Egal, wo ich hinkomme, es geht um Japan. Vor japanischen Flüchtlingen fürchtet sich niemand, aber vor denen da unten, vor den «Negern» hat der Durchschnittsbürger viel Angst. Ich fürchte mich vor Durchschnittsbürgern!

Gottfried

«Ich rege mich auf, wenn scheinbar nur mehr Leute mit einem IQ knapp über Zimmertemperatur Sportereignisse kommentieren dürfen»

NACH DEM ROMAN VON JAMES JOYCE

Ulysses

GEZEICHNET VON MAGDALENA STEINER

EIN SEGEL EIN SCHLEIER WEHEND ÜBER DEN WOGEN

4 Uhr

ORMOND BAR

UND EIN KLANG, REIN, LANG UND BEBEND. VERLANGHINSTERBENDER KLANG.

BRONZE BEI GOLD, MISS DOUCES KOPF NEBEN MISS KENNEDYS KOPF

MISS BRONZE ENTBLUSTE IHREN HALS

ICH FÜHL MICH SO TRAURIG. P.S. SO EINSAM BLOOMEND.

SIRENEN

– O DIESE SCHMIERIGEN AUGEN! STELLEN SIE SICH BLOß VOR, SIE SIND VERHEIRATET MIT SO EINEM MANN, SCHRIE SIE. MIT DEM BISCHEN BART

VERHEIRATET MIT BLOOM, DEM SCHMIERISCHLIERIBLOOM. OH IHR HEILIGEN DROBEN! SAGTE MISS DOUCE, SEUFZTE MISS DOUCE ÜBER IHRER HÜPFENDEN ROSE. WENN ICH DOCH BLOß NICHT SO GELACHT HÄTTE! ICH FÜHL MICH GANZ NAß.

JA. ER FINGERTE HAARFÄDEN, JA, IHR MÄDCHENHAAR, IHR NIXENHAAR, IN DEN PFEIFEN KOPF. SPLITTER. FÄDEN. GRÜBELND. STUMM. KEINER NICHTSAGTE NICHTS. JA.